

u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN

ZEITSCHRIFT
DES INTERDISZIPLINÄREN ZENTRUMS
FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG IZFG

Herbst 2024

#40

genderstudies



EDITORIAL

Räume sind nie geschlechtsneutral	1
-----------------------------------	---

SCHWERPUNKT: RAUM UND GESCHLECHT

Einführung: Gendered Spaces – Zum Verhältnis von Raum und Geschlecht	2
Vertiefung: Gender- und alltagsgerechtes Bauen in Bern	5
Vertiefung: What's Wrong With (...) You?	7
Vertiefung: Bildungsräume am Beispiel der Designgeschichte. Klasse, Geschlecht und Kolonialismus	9
Gespräch über Solidarität, Raum und Geschlecht	13

AUS DEM IZFG

Projektbericht: Ungleichheit im Schweizer Gesundheitssystem. Benachteiligung von Frauen	16
Projektbericht: Veloförderung in der Stadt Bern. Fokus auf Frauen mit Migrationsgeschichte	17
Projektbericht: Gender- und Diversitätsmonitoring in Kulturbetrieben	18
Projektbericht: The Many Futures of Gender	19
Tagungen zum Thema Vielfalt und Schule	20
Gedenktex t an Brigitte Schnegg (1953-2014)	21

LEHRE AM IZFG

Master Minor und Graduate School	24
Ich studiere Gender Studies!	25
Dissertationsprojekt: Governing Public Spaces and Informality Towards Sustainability in Ghana	26

GENDER AN DER UNI BERN

Portrait: Prof. Dr. Julie Jebeile, Philosophin	27
Abteilung für Chancengleichheit: Die Bedeutung von "Non-Events" im Hochschulkontext	28
Abteilung für Chancengleichheit: Aktionstage Behindertenrechte	29
Gender-Facts an der Uni Bern	30

SONSTIGES

Q&A: Frag Dr. Gender!	31
Rätsel: Was für eine Website steckt hinter dem QR-Code?	32

PUBLIKATIONEN

Handbuch Queere Zeitgeschichten I. Räume	33
Theater und Tanz. Handbuch für Wissenschaft und Studium	33

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung IZFG, Universität Bern
Mittelstrasse 43, 3012 Bern, www.izfg.unibe.ch
REDAKTION Monika Hofmann, Janine Lüthi, Valeria Pisani
BILDER Anonym, Bildkonzept, S. 1
LAYOUT Monika Hofmann
GESTALTUNG grafikwerkstatt upart, blau, Bern
DRUCK Vetter Druck AG, Thun
AUFLAGE 1250 Exemplare PAPIER PlanoJet, FSC-zertifiziert
ISSN-NR. 1663-7879

Räume sind nie geschlechtsneutral

I Monika Hofmann

Liebe Leser*innen

Spätestens seit dem sogenannten *spacial turn* in den 80er-Jahren ist der Gedanke, dass Raum eine zentrale Kategorie des Sozialen und Kulturellen darstellt, in den Kulturwissenschaften präsent. Dass Räume nicht geschlechtsneutral sind, war somit Ausgangspunkt bei der Konzeption der öffentlichen Ringvorlesung "Gendered Spaces – Kunst und Wissenschaft im Dialog über Raumproduktion", die im Frühjahr 2024 stattgefunden hat und vom IZFG in Zusammenarbeit mit dem mLAB des Geographischen Instituts und in Kooperation mit der Plattform "art of intervention" organisiert wurde.

Räume werden für einen bestimmten Nutzen konstruiert und ebenso wechselseitig durch die Nutzung geformt. Nehmen wir als Beispiel den alten Anatomiehörsaal des Medizinhistorischen Instituts der Universität Bern, in welchem auch eine Lesung der oben genannten Reihe stattfand. Der Hörsaal wurde in den Jahren 1896/97 erbaut und steht in der Tradition der anatomischen Theater. Das heisst, im Zentrum ist Platz für die präsentierte Leiche, darum herum schiessen steile Bankreihen in die Höhe für eine möglichst optimale Sicht auf den toten Körper. Darüber erhellt ein grosses Oberlicht den Raum, um möglichst viel Licht zu gewährleisten. An den Wänden hängen Bilder von fast ausschliesslich *weissen* Männern, die herausragende Leistungen in Forschung oder Lehre erbracht haben. Benannt ist der Raum nach Ewald R. Weibel, einem Berner Anatom, der 1966-94 ordentlicher Professor und Direktor des Anatomischen Instituts war, sowie 1984/85 kurz auch Rektor der Universität Bern. Dass ein solcher Raum in den unterschiedlichsten Dimensionen nicht neutral ist, liegt auf der Hand. Wie er als machtdurchdrungene Kategorie sozialer Ungleichheitsverhältnisse analysiert werden kann, war Gegenstand der vergangenen Ringvorlesung.

Wie schon in den Jahren zuvor, vertiefen und erweitern wir das Thema dieser Vorlesungsreihe in der gleichjährigen Ausgabe der IZFG-Zeitschrift *genderstudies*. Im vorliegenden Heft bietet der Text

von Andrea Zimmermann eine Einführung in das Verhältnis von Raum und Geschlecht. Darauf folgen zwei studentische Artikel, die im Rahmen der Veranstaltung entstanden sind. Paola De Martin fokussiert in ihrem Beitrag auf Bildungsräume am Beispiel der Designgeschichte und stellt darin Fragen nach Geschlecht, Klasse und Kolonialismus. Der Schwerpunktteil endet mit einem Gespräch unter drei Forschenden des IZFG, die im Rahmen eines internationalen Forschungsprojekts der Frage nachgegangen sind, wie Solidarität in urbanen Räumen hergestellt und praktiziert wird.

Weiter werden in der Rubrik "Aus dem IZFG" aktuelle Projekte des Zentrums vorgestellt sowie ein Gedenktext an die erste Leiterin des IZFG, Brigitte Schnegg (1953-2014), zu ihrem zehnten Todestag publiziert. Wie in jeder Ausgabe finden sich auch in dieser Portraits von Studierenden, Doktorierenden und Angehörigen des Mittelbaus, die sich in ihrer Forschung an der Universität Bern mit der Kategorie Geschlecht befassen. Auch die von einem Augenzwinkern begleitete Rubrik "Frag Dr. Gender!" ist in der 40. Ausgabe der IZFG-Zeitschrift wieder zu finden.

Das Redaktionsteam wünscht Ihnen, liebe Leser*innen, eine horizontweiternde Lektüre.



Bildkonzept

Im Rahmen der qualitativen und explorativen Studie "Velofahren in der Stadt Bern unter einer Geschlechter- und Migrationsperspektive" (S.17) wurde die Foto-Voice-Methode durchgeführt. Da städtische Daten zeigen, dass Frauen mit einer Migrationsgeschichte weniger Velo fahren als andere soziale Gruppen in der Stadt Bern, konzentriert sich die Studie auf die Entwicklung von Handlungsempfehlungen, die darauf abzielen, die Motivatoren für das Velofahren in dieser Gruppe zu stärken und die bestehenden Herausforderungen zu beheben. Zu diesem Zweck dokumentierten die Studienteilnehmerinnen ihre persönlichen Motivatoren und Herausforderungen in Bezug auf das Velofahren durch Handy-Fotos, die als visuelle Grundlage für die Interviews dienten. Eine Auswahl dieser Handy-Fotos ist in diesem Heft abgebildet. Die Identität der Personen, die sie aufgenommen haben, bleibt aus Datenschutzgründen anonym.

Gendered Spaces – Zum Verhältnis von Raum und Geschlecht

Die folgende kurze Einführung in das Verhältnis von Raum und Geschlecht geht zurück auf Überlegungen, die für die öffentliche IZFG-Ringvorlesung "Gendered Spaces" im Frühjahr 2024 grundlegend waren. Die dafür gewählte Perspektive fokussiert ein kulturwissenschaftliches Verständnis und die sich daraus ergebenden Leitfragen: Wie manifestieren sich Geschlechterverhältnisse im Raum? Und wie manifestieren sich räumliche Verhältnisse in Bezug auf Geschlecht?

I Andrea Zimmermann*

Zentraler Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist, dass Räume nicht geschlechtsneutral sind. Vielmehr sind sie als machtdurchdrungene Kategorie sozialer Ungleichheitsverhältnisse Gegenstand von Analysen in der Geschlechterforschung. Dieser Gedanke, dass Raum eine zentrale Kategorie des Sozialen und Kulturellen darstellt, hat spätestens seit dem sogenannten *spatial turn* Ende der 80er Jahre Eingang in die Kulturwissenschaft gefunden.¹ Im Folgenden werden vier für die Geschlechterforschung bedeutsame Aspekte dieses Erkenntnis ausgeführt.

Raum und Geschlecht konstituieren sich wechselseitig

Erstens ist es für die Perspektive kulturwissenschaftlicher Geschlechterforschung von Bedeutung, dass Räume als materiell-physikalisch und sozial zugleich verstanden werden. Der Fokus liegt daher einerseits auf der Frage, wie sich Subjektivität, eine gesellschaftliche Ordnung und damit auch eine Geschlechterordnung im und durch Raum materialisieren. Andererseits wird von einem performativen Raumkonzept ausgegangen. Räume sind folglich an der Konstitution von Subjektivitäten und Ordnungen beteiligt und laden – mal mehr, mal weniger – zu einer Inszenierung bestimmter Gesellschafts- und Geschlechterordnungen ein. Im Fokus stehen also sowohl "Wechselwirkungen zwischen Raumstrukturen und Geschlechterverhältnis als auch [...] die Bedeutung kultureller Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit für die Konstitutionsprozesse von Raum".² Dieses Verhältnis zwischen Raum und Geschlecht ist im alltäglichen Geschehen manchmal kaum wahrnehmbar. Hin und wieder ist es jedoch offensichtlich, beispielsweise wenn Räume bestimmten Geschlechtern vorbehalten sind oder andere Geschlechter explizit ausgeschlossen werden.

Geschlecht und Raum werden folglich als offene soziale Konstruktionen verstanden, die sich in den Prozessen ihrer Herausbildung, ihrer jeweiligen Erscheinung und ihrer sozialen Wirkmächtigkeit gegenseitig beeinflussen. Die Fragestellungen, die sich für eine Analyse aus dieser Perspektive auf das Verhältnis eines konkreten Raumes und der damit verbundenen Geschlechterordnung ergeben, lauten: Welche Geschlechterordnung schlägt sich in diesem Raum nieder? Wie strukturiert dieser Raum Hand-

lungen? Welche Bezugnahmen, Positionierungen und Handlungen werden nahegelegt und welche nicht?

Einen Raum der Universität können wir beispielsweise danach befragen, welche Auffassung von Universität sich in diesem Raum zeigt: Welche Handlungen werden hier nahegelegt und möglich gemacht? Welches Konzept von Lehre und Forschung wird hier impliziert und welche Rolle spielt Geschlecht dabei?

Aus Sicht der Kulturwissenschaften ist es folglich nicht mehr ausreichend, einen Raum als von einer Geschlechterordnung durchdrungen zu betrachten. Vielmehr sind wir in unseren Analysen angehalten, zu beschreiben, wie sich eine kulturelle Repräsentation, wie sich ein konkreter Raum zur jeweils herrschenden Geschlechterordnung verhält. Damit treten die performativen Aspekte eines Raums in den Vordergrund. Ein Raum kann affirmativ wirken und damit die mit der Geschlechterordnung verbundenen Normen stärken. Er kann aber auch subversiv wirken und unsere Vorannahmen zu Geschlecht in Frage stellen, irritieren oder gar unterlaufen. Meist sind in einer Analyse verschiedene gleichzeitig wirkende Dynamiken zu beschreiben.

Geschlechterordnung(en) zwischen Persistenz und Wandel

Zweitens ist aus der Perspektive der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung die Frage zu stellen, von welcher Geschlechterordnung in der Analyse auszugehen ist, und welche Beobachtungen sich jeweils in Bezug auf diese Ordnung feststellen lassen. Sowohl Raum als auch Geschlecht sind historisch zu begreifen. Wie also ist Geschlecht in unserer Gesellschaft organisiert? Als 'Vergleichsfolie' möchte ich die bürgerliche Geschlechterordnung aufrufen, wie sie im 18./19. Jahrhundert etabliert wurde³ und wie sie auch heute noch äusserst wirkmächtig ist: Wir sprechen von einer patriarchalen und cis-heterosexuellen Zweigeschlechterordnung, geprägt von Geschlechternormen für Männlichkeit und Weiblichkeit, die sich grundlegend voneinander unterscheiden und komplementär zueinander gedacht werden.⁴ Was dies im Einzelnen bedeutet, also welche Normen in welchem Raum aufgerufen, reproduziert oder unterlaufen werden – das gilt es, in einer Analyse jeweils herauszufinden. Einerseits

aktualisiert sich die vorherrschende Geschlechterordnung stets aufs Neue, jedoch immer auf spezifische Weise. Andererseits sind unsere Vorstellungen von Geschlecht stets in Bewegung und verändern sich. Das Wissen um die wirkmächtigen Normen der bürgerlichen Geschlechterordnung und damit verbunden um vorherrschende Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit sind meines Erachtens zentral, um in einer Analyse die jeweils wirkenden komplexen Dynamiken von Rekonstruktion und Transformation präzise bestimmen zu können.

Zentral ist ausserdem, dass Geschlecht in dieser nach wie vor vorherrschenden Ordnung eine Kategorie ist, die soziale Ungleichheitsverhältnisse produziert. Wie in vielfacher Hinsicht alltäglich beobachtet werden kann, setzt diese Ordnung zwei – und nur zwei – Geschlechter voraus: Mann und Frau. Männlichkeit wird dabei nicht nur anders verstanden als Weiblichkeit, vielmehr ist Männlichkeit für die Struktur der Gesellschaft zentral und geht mit Privilegien und Ressourcen einher.⁵ Oder wie Simone de Beauvoir formuliert: Weiblichkeit ist "Le Deuxième Sexe", das stets in Ableitung von Männlichkeit definiert wird.⁶ Welche Konsequenzen dies für gesellschaftliche Ordnungen hat, das nehmen die vielen verschiedenen Disziplinen einer interdisziplinär arbeitenden Geschlechterforschung in den Blick: sei es beispielsweise das Recht, die Medizin, die Literatur oder die Soziologie. Gleichzeitig ist derzeit auch vielfältige Kritik an einer solchen binär organisierten Geschlechterordnung zu beobachten. Eine präzise Analyse sollte sich daher nicht darauf beschränken, die Persistenz einer bürgerlichen Geschlechterordnung herauszuarbeiten. Vielmehr gilt es auch diejenigen Aspekte wahrzunehmen, die auf den Wandel einer solchen Geschlechterordnung verweisen, da wir aktuell von der Gleichzeitigkeit beider Dynamiken auszugehen haben.

Machtverhältnisse im Raum

Zudem lassen sich am Raum in besonderer Weise die Regulation von Zugängen, gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse und damit einhergehende Macht- und Kontrollmechanismen ablesen, wie es zum Beispiel von Michel Foucault herausgearbeitet wurde.⁷ Daraus ergeben sich die Fragen, wer Zugang hat zu welchem Raum, wer nicht und warum. Für wen sind welche Räume gemacht? Wer fühlt sich in welchen Räumen wohl und wer nicht? Für wen



ist die Schwelle beim Betreten eines bestimmten Raums höher als für andere? Zu beobachtende Ein- und Ausschlüsse sind unter anderem entlang von Geschlechternormen organisiert, aber auch andere Kategorien sozialer Ungleichheit spielen eine Rolle. Daher arbeitet die Geschlechterforschung mit intersektionalen Analysen.

Damit kommen wir auf den dritten zentralen Aspekt zu sprechen: Intersektionalität bedeutet, dass verschiedene Diskriminierungs- und Privilegierungssysteme im gleichzeitigen Zusammenspiel und in Wechselwirkung miteinander beobachtet werden können.⁸ Welche das jeweils sind, bestimmt sich in der konkreten Analyse: Klassismus, Rassismus und Ableismus sind neben Geschlecht meist zentrale weitere Kategorien. Grundsätzlich stellt Intersektionalität jedoch ein offenes, sich stets in der Anwendung konkretisierendes Konzept dar. Wir wissen zum Beispiel aufgrund bereits geleisteter Forschungsarbeit, wie stark sich Bewegungsmuster und Raumnutzung einzelner Personen voneinander unterscheiden und wie diese in Relation zu verschiedenen Kategorien gesellschaftlicher Machtverhältnisse und sozialer Ungleichheit stehen.⁹

Der vierte Aspekt, den es bei Analysen zu Raum und Geschlecht zu beachten gilt, stellt die Frage nach der eigenen Positionierung: Von welchem Ort aus und mit welchem Erkenntnisinteresse stelle ich meine Fragen an den Raum? Im Kontext dieser kurzen Einleitung sei an dieser Stelle auf die lange Tradition einer selbstreflexiven Forschungsperspektive in feministischer Theoriebildung verwiesen. Ausdruck findet dieser Anspruch der Selbstreflexion

in Instrumenten wie "situated knowledge".¹⁰ Diese Konzepte sind darauf ausgelegt, den Mythos einer objektiven Wissenschaft zu kritisieren und vielmehr die Relevanz dessen zu betonen, das eigene Erkenntnisinteresse zu rahmen und auszuweisen, die eigene Position in den Blick zu nehmen, sowie die damit verbundenen Vorannahmen, Privilegien und Interessen selbstkritisch zu hinterfragen. Denn auch für den Kontext der Wissenschaft stellt sich die Frage: Wer nimmt sich auf welche Weise Raum und mit welcher Selbstverständlichkeit? Und bedeutet das, dass anderen dieser Raum nicht mehr zur Verfügung steht?

Potenzial der Heterotopie

In dieser kurzen Einleitung sollte deutlich werden, dass im Kontext der Kulturwissenschaften Geschlecht und Raum als Ergebnisse sozialer Konstruktionsprozesse begriffen werden, in denen Machtverhältnisse, Privilegien sowie koloniale, biologische und gesellschaftliche Diskurse einerseits manifestiert, andererseits auch irritiert, verschoben oder gar transformiert werden können. In der Analyse sind daher folgende vier Dimensionen zentral: die materiell-räumliche Struktur, vorhandene Zeichen-, Symbol und Repräsentationssysteme, normative Regulationssysteme sowie Interaktions- und Handlungsstrukturen, die den Räumen inhärent sind.

Wenn Räume an der Produktion unserer Vorstellung von Geschlecht massgeblich beteiligt sind, dann lässt sich in der Analyse fragen: Wie kann es Räumen gelingen, diesen Herstellungsprozess als performativen Prozess offen zu legen und damit auch kritisierbar zu machen? Und inwiefern können Räume darüber hinaus sogar alternative Vorstellungen von Geschlecht herstellen? Das wären mit Foucault gesprochen 'Heterotopien': reale Gegenorte, "verwirklichte Utopien, in denen die realen Orte, all die anderen Orte, die man in der Kultur finden kann, zugleich repräsentiert, in Frage gestellt und ins Gegenteil verkehrt werden".¹¹ Solche Räume einer alternativen Ordnung, die uns die vorherrschende Ordnung in ihrer Begrenzung vor Augen führen, sind von besonderem Interesse: Sie ermöglichen uns, die uns vertraute Geschlechterordnung mit ihren wirkmächtigen Geschlechternormen besser zu begreifen, ihre historische und räumliche Bedingtheit zu erkennen und ihre Selbstverständlichkeit und scheinbare Alternativlosigkeit kritisch zu hinterfragen. Oder in den Worten der Geografin Doreen Massey: "[Space] is always in a process of becoming; it is always being made. It is never finished; never closed."¹²



¹⁰Bachmann-Medick, Doris: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek bei Hamburg 2014 (5. Aufl.).

¹¹Becker, Ruth: Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Wiesbaden 2010, S. 806-819.

¹²Vgl. z.B. Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz, Frankfurt a.M. 1995; Opitz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte, Frankfurt a.M. 2010.

¹³Vgl. Hausen; Karin: Die Polarisierung der 'Geschlechtscharaktere'. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976.

¹⁴Vgl. z.B.: Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M. 1997.

¹⁵De Beauvoir, Simone: Le Deuxième Sexe, Paris 1949.

¹⁶Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M. 1976.

¹⁷Vgl. z.B. Meyer, Katrin: Theorien der Intersektionalität zur Einführung, Hamburg 2017.

¹⁸Ruhne, Renate: (Sozial-)Raum und Geschlecht als strukturierendes Element des Sozialraums, in: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (Hg.): Handbuch Sozialraum. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Wiesbaden 2019, S. 203-224.

¹⁹Haraway, Donna: Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies, 14. Jg. 1988, H.3, S. 575-599.

²⁰Foucault, Michel: Von anderen Räumen, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, Band 4, Frankfurt a.M. 2005, S. 931-942, hier: S. 934f.

²¹Massey, Doreen: Philosophy and politics of spatiality. Some considerations, The Hettner-Lecture in Human Geography, in: Geografische Zeitschrift, 87. Jg., 1999, H.1, S. 1-12, hier: S. 2.

*Dr. Andrea Zimmermann ist Geschlechterforscherin und leitet als Senior Researcher am IZFG mehrere Forschungsprojekte zu Geschlechterverhältnissen im Schweizer Kulturbetrieb. Sie ist zudem Co-Leitung der Vernetzungsplattform "art of intervention".

Gender- und alltagsgerechtes Bauen in Bern

Ein studentischer Beitrag, der im Rahmen der öffentlichen Ringvorlesung "Gendered Spaces – Kunst und Wissenschaft im Dialog über Raumproduktion" im Frühjahr 2024 entstanden ist. Dieser und weitere im Rahmen der Lehrveranstaltung entstandene Texte werden im Herbst 2024 als Blog-Beiträge auf der Plattform "art of intervention" publiziert.

| Oliver Clemente*

Die Veranstaltung der öffentlichen Vortragsreihe vom 10. April 2024 fokussierte unter dem Titel "Öffentlicher Raum: Stadtrundgang" öffentliche Räume der Stadt Bern und war als Rundgang konzipiert. Dabei wurden unterschiedliche Standorte besucht, welche einerseits durch Mitglieder des Vereins "Lares" und andererseits durch eine Person des städtischen Tiefbauamtes in ihrer Planungsgeschichte erläutert wurden.

Lares ist ein Netzwerk und Verein für gender- und alltagsgerechtes Planen. Die Menschen im Verein engagieren sich seit 2013 für einen Kulturwandel, hin zu einem "ganzheitlichen, sozialen und partizipativen Bauen und Planen", welches die Bedürfnisse aller Nutzer*innen berücksichtigt. Die Förderung von Frauen in der Planungsbranche war dabei das vorrangige Ziel.

Bahnhofsplatz "von und für Männer"

Der Stadtrundgang startete vor dem Hauptgebäude der Universität Bern und führte als Erstes zum Bahnhofsplatz. Dieser als "Stadtzentrum par excellence" fungierende Platz wurde gemäss Erläuterungen der Begleiter*innen des Rundgangs von und für Männer geplant: Der Platz scheint sich an den Bedürfnissen klassischer Männlichkeitsstereotype zu orientieren – das heisst, an den Bedürfnissen des "arbeitenden Mannes", der den Platz zügig und rasch durchqueren um mit Zug, Bus oder Tram zu seinem Arbeitsort zu gelangen. Folglich bietet der Ort keine Aufenthaltsqualität an. Der Platz ist versiegelt, es mangelt an grossräumiger Begrünung und zum Verweilen einladenden Sitzplätzen. Zudem heizt er sich im Sommer stark auf. Die Bedürfnisse von Anspruchsgruppen, welche ausserhalb dieser männlichkeitsstereotypisierten Vorstellungen liegen, wurden zu wenig berücksichtigt (unter anderem Kinder, Personen, die Care-Arbeit leisten, und körperlich eingeschränkte Menschen).

Erst die Intervention von Lares sorgte für einige Veränderungen in einem von 2001 bis 2007 dauernden Planungsprozess. Ein sichtbares Resultat dieser Interventionen hin zu einer gendergerechteren Planung sind das Treppenhaus und die Aufzugsschächte, welche die Grosse Schanze vor dem Hauptgebäude der Universität mit dem Bahnhof Bern im Untergrund verbinden. Auffallend ist dabei die Verwendung von viel Glas statt Beton, womit Treppenhaus und Lift von aussen einsehbar werden

und "dunkle Ecken" verhindern. So konnte die echte und die gefühlte Sicherheit dieses Teils des öffentlichen Raumes stark erhöht werden.

Konzept "Angstraum"

Das aus der feministischen Stadt- und Raumforschung stammende Konzept des "Angstraums" hat damit Eingang in die Planung dieser wichtigen Verbindungsachse zwischen dem universitären Hauptgebäude und dem Bahnhof gefunden. Es bezeichnet die Umsetzung baulicher Massnahmen, die zum Ziel haben, die Sicherheit im öffentlichen Raum zu erhöhen. Dazu gehören beispielsweise auch Frauenparkplätze, hellere Beleuchtung oder die beschriebene Einsehbarkeit öffentlicher Räume.

Es ist hier aber wichtig darauf hinzuweisen, dass es nicht die Räume an sich sind, die Angst auslösen. Das Gefühl entsteht erst im Zusammenwirken mit einer Gesellschafts- und Geschlechterordnung, in der Gewalt gegen Frauen strukturell verankert ist. In diesem Sinne handelt es sich bei der Umsetzung baulicher Massnahmen im öffentlichen Raum nur um eine Symptombekämpfung. Sie ist wichtig und richtig, aber nicht ausreichend. Die Raum- und Stadtplanung kann diese gesamtgesellschaftliche Problematik nicht allein lösen, sie kann und könnte aber stärker darauf reagieren indem sie nicht nur punktuell, sondern ganzheitlich in einem inklusiveren Sinne plant.

Der 2008 fertiggestellte Bahnhofsplatz weist als weitere Neuerung eine Vielzahl von Unterführungen und Sitzbänken auf. Diese werden rege genutzt. Es fällt allerdings auf, dass sich – abgesehen von den vielen Pendler*innen, die den Platz meist nur durchqueren – hier insbesondere Männer aufhalten: Ein deutliches Zeichen dafür, dass die umgesetzten Massnahmen nur teilweise zu einem gendergerechteren Raum geführt haben.

Begegnungszone Breitenrainplatz

Ein Kontrast hierzu ist der zweite Platz, den wir auf dem Stadtrundgang besuchten: der Breitenrainplatz. Dieser wurde ursprünglich in den 1960er Jahren als "autogerechter" Platz, beziehungsweise Strassenkreuzung in der 50er-Zone geplant. Heute befindet er sich in der 30er-Zone und beherbergt zudem eine Tramstation. Auf der westlichen Seite wurde der Platz stellenweise entsiegelt. Mit den zahlreichen verschiebbaren Sitzgelegenheiten sowie diversen

Bäumen fungiert dieser Bereich nun als Begegnungszone des Quartiers, indem sich Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts treffen. Gerade die Entsiegelung dieses Teils des Platzes bewirkt in den Sommermonaten eine angenehme Kühlung. Dies dürfte insbesondere von älteren und vulnerablen Personen, welche die versiegelten und sich stark aufheizenden Plätze im Sommer meiden, geschätzt werden.

Allerdings haben diese Aufwertungen des öffentlichen Raumes auch ihre negative Seite: Infolge der Platzumgestaltung konnte eine beginnende Gentrifizierung der angrenzenden Häuserreihen und des gesamten Quartiers beobachtet werden. Damit wird die geographische Verdrängung von ärmeren durch reichere Menschen an einem Ort bezeichnet. Ursächlich dafür sind meist ökonomisch-planerische Gründe: Aufwertungen erhöhen die Attraktivität eines Ortes, was die Nachfrage danach und in der Folge die Mieten und Wohnungspreise erhöht. Dies geschieht langsam und führt schrittweise zu einer Verdrängung sozio-ökonomisch benachteiligter Menschen. Dies muss aber nicht zwangsläufig gegen die Aufwertung öffentlicher Räume sprechen, da es nicht die Aufwertungen an sich sind, welche zur Gentrifizierung führen, sondern die Verbindung der Aufwertungen mit einer der ökonomischen Logik unterworfenen Wohnpolitik (bzw. die Abwesenheit einer solchen). Durch politische Massnahmen, wie der Förderung von günstigem gemeinnützigem Wohnraum, könnte die Gentrifizierung solcher Orte eingeschränkt werden.

Ausgangspunkt Mensch statt identitäre Anspruchsgruppen

Zum Schluss der Veranstaltung wurden in Kleingruppen die beobachteten öffentlichen Räume im Hinblick auf die Bedürfnisse verschiedener Anspruchsgruppen (zum Beispiel "Kinder" oder "Frauen") diskutiert und im Plenum besprochen. Dabei tauchte auch die Frage auf, welchen Ansatz der Verein Lares verfolge und ob auch Aspekte, die beispielsweise über ein binäres Verständnis von Geschlecht hinausgehen, Eingang in die Stadtplanung gefunden hätten. Die Vertreter*innen des Vereins erklärten daraufhin, dass sie als Ausgangspunkt immer "die Menschen und ihre Bedürfnisse" statt einzelne Anspruchsgruppen betrachten. Dies, weil sich viele Bedürfnisse unterschiedlicher Anspruchsgruppen überschneiden. Das heisst, die Arbeit von Lares zielt nicht darauf ab, "für Frauen" oder "für non-binäre Personen" zu planen, sondern sich zu fragen, welche diversen Bedürfnisse die unterschiedlichsten Menschen haben und dann diese in den Planungsprozess einzubringen.



Damit bewegt sich Lares parallel zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, welche zeigen, dass eine Reduktion auf die Kategorie, wie beispielsweise das Geschlecht, zu kurz greift, um Menschen und ihre Bedürfnisse in der Stadtplanung, adäquat zu erfassen. So belegte beispielsweise die Soziologin Monika Alisch, welche den Prozess der Gentrifizierung in den 1990er-Jahren in ihrer Publikation "Frauen und Gentrification. Der Einfluss von Frauen auf die Konkurrenz um den innerstädtischen Wohnraum" untersuchte, dass die sozio-ökonomische Kategorie der "Klasse" dabei eine grössere Rolle spielt als die Kategorie Geschlecht. Dies, weil beispielsweise gerade auch die – oftmals der vulnerablen Gruppe zugehörig betrachteten – Frauen, ebenso eine aktive Rolle im Prozess der Gentrifizierung spielen können. Und zwar, wenn es sich bei ihnen um gut ausgebildete Frauen handelt, die zu den sozio-ökonomisch privilegierteren Klassen gehören. Die Kategorie Geschlecht ist hier also im Gegensatz zur sozio-ökonomischen Kategorie der sozialen Klasse nicht determinierend für diese Prozesse.

Zusammenfassend kann somit gesagt werden, dass für eine inklusivere Stadt- und Raumplanung insbesondere ein ganzheitlicheres Planen und ein intersektionales Verständnis, welches Aspekte wie Geschlecht, soziale Klasse, Alter und Mobilität umfasst, von eminenter Wichtigkeit sind.

*Oliver Clemente, B.A., studiert im Master Geographie mit Schwerpunkt Nachhaltigkeit an der Universität Bern.

What's Wrong With (the System That Has Put This Kind of Thinking Into) You?

Ein studentischer Beitrag, der im Rahmen der öffentlichen Ringvorlesung "Gendered Spaces – Kunst und Wissenschaft im Dialog über Raumproduktion" im Frühjahr 2024 entstanden ist. Dieser und weitere im Rahmen der Lehrveranstaltung entstandene Texte werden im Herbst 2024 als Blog-Beiträge auf der Plattform "art of intervention" publiziert.

I Joëlle Anna Käser*

Pff was zur Höu sött e Gender-Gap si?!

2013, erstes Lehrjahr. Meine erste Konfrontation mit dieser Schreibweise lag in Form einer Textkorrektur auf meinem Schreibtisch. Die Kundin begründete ihren Entscheid ungefähr damit, dass sie auf soziale Ungleichheit verweisen und alle Geschlechter einbeziehen möchte. So ganz verstehen konnte – oder wollte – ich trotzdem nicht.

Aso i weiss nid was s Problem isch!? Besser wird's emu nid, wenn sie das no so müse betone!

Erinnerungen wie diese machen mehr als deutlich, dass ich nicht immer die Ansichten vertrat, die ich hier und jetzt vertrete. Nicht selten erfüllen sie mich mit Scham und Wut auf mich selbst: Sind es doch genau solche Aussagen und Denkweisen, die mich heute zur Weissglut treiben. Mit einer Distanz von über zehn Jahren und aus einer privilegiierteren Perspektive betrachtet, sind diese Erinnerungen aber vielleicht auch eine Chance zu erkennen, welche strukturellen Bedingungen dazu beitragen, etwas Neues lernen zu wollen. Und darüber hinaus: Etwas bereits Gelerntes in Frage stellen zu können.

Welche Ressourcen werden dafür vorausgesetzt? Und wem stehen sie zur Verfügung?

Heute sitze ich in einer Vorlesung zu "Gendered Spaces" und darf mir Credits dafür anrechnen lassen, dass ich mich zu diesem Thema bilde. Meinen Stundenplan habe ich nach meinen Bedürfnissen zusammengestellt. Generell erhalte ich Anerkennung dafür, dass ich studiere. Jobs werden mir beinahe nachgeworfen: Mir werden Fähigkeiten zugesprochen, weil ich Teil dieses (höheren) Bildungssystems bin, selbst wenn diese Fähigkeiten absolut nichts mit dem zu tun haben, was ich studiere.

Anders gesagt: Ich darf den Raum, in dem ich mich bewege, weitgehend selbst bestimmen.

In meinem Fall brauchte es einen Lockdown, um zu erfahren, wie es sich anfühlt, meine Umgebung meinen Bedürfnissen anzupassen, und nicht umgekehrt. 2'800 Franken Kurzarbeitsentschädigung machten es möglich: Auf einmal durfte ich so frei über meine Zeit verfügen, wie nie zuvor – und

hatte gleichzeitig die Sicherheit, weiterhin meinen Lebensunterhalt selbst tragen zu können.

Im Stundenlohn angestellt, war diese Sicherheit eine Illusion, bei einer Festanstellung im Detailhandel hätte ich für denselben Betrag 80% arbeiten müssen. Diesem Druck einen Moment lang nicht ausgesetzt zu sein, ermöglichte mir im Endeffekt den Zugang zur Universität: Mit der Ergänzungsprüfung Passerelle konnte ich 2022 (nach vielen Monaten Selbststudium) meine gymnasiale Maturität erwerben. Neun Jahre später als ursprünglich geplant.

Soziale Ausschlüsse, intime Fragen und unangebrachte Kommentare (aufgrund meiner sichtbaren Behinderung) haben mir seit meiner Kindheit vermittelt, dass Räume nicht nur durch Wände begrenzt sind. Und, dass die Türschwelle zu meinem persönlichen Space gerne mal ungefragt übertreten wird. Dazu wurde ich als weiblich sozialisierte Person auch nicht mit dem Selbstverständnis ausgestattet, unaufgefordert Raum einzunehmen oder Grenzen zu setzen. Das wäre ja frech!

Den Voraussetzungen von sozialen (und daher vergeschlechtlichten und behindernden) Räumen auf verschiedenen Ebenen nicht zu entsprechen, hat mich zwangsweise zu einer sehr aufmerksamen Beobachterin gemacht: Unter welchen Bedingungen darf ich einen Raum betreten? Wie darf ich mich darin bewegen? Welche Regeln gelten, welche Hierarchien? Aber vor allem: Wie muss ich mein Verhalten und mein Erscheinungsbild anpassen, damit ich Raum einnehmen darf?

Hindernisse zu umgehen war meine persönliche Überlebensstrategie. Vorstellungen der weiblichen Geschlechterrolle zu erfüllen, so gut es eben ging, war ein grosser Teil davon. Möglichst angenehm, nett, hübsch geschminkt, frisiert und ja nicht zu laut sein. Nicht widersprechen, dankbar sein. Am besten keine Bedürfnisse haben. Hauptsache nicht irritieren – aber bitte trotzdem anders als alle anderen (cis Frauen) sein.

Hätte ich das so benennen können, wäre es vielleicht möglich gewesen, die Strukturen zu hinterfragen. Rückblickend waren sie jedoch eine vermeintliche Sicherheit. Und ich hatte nicht vor diese aufzuge-

ben – all die investierte Beobachtungs- und Anpassungsarbeit wäre ja umsonst gewesen! Und überhaupt, wenn ich mir Raum so hart verdienen muss, warum soll ihn dann irgendwer (mit ähnlichen Voraussetzungen) einfach so erhalten?

Es war mitunter ein *gendered (and ableist) Space*, der mich 2011 aus dem Gymnasium spülte. In unserem männlich geprägten (wenn nicht gar misogynen) Gesundheitssystem, hat sich die vergeschlechtlichte Sozialisierung erst in den letzten Jahren als relevanter Faktor in der Diagnostik von Neurodivergenzen etabliert. Weiblich sozialisierte Personen zeigen andere Symptome als männlich sozialisierte. Diese fehlende Unterscheidung hat 2010 eine Diagnose verhindert, die ich erst 12 Jahre später erhielt.

Meine Bildungs- und Berufsperspektiven wurden also in direkter Konsequenz daraus erheblich eingeschränkt. Dazu ohne tatsächliche (gesundheitliche) Unterstützung einfach weiterfunktionieren zu müssen und gleichzeitig auf Lohn angewiesen zu sein, war eine denkbar schlechte Voraussetzung für den Start ins Berufsleben. Langfristig öffnete sich ein Teufelskreis: Ohne weitere Ausbildung, keine besseren Arbeitsbedingungen; ohne bessere Arbeitsbedingungen, keine bessere Bezahlung; ohne bessere Bezahlung, keine weitere Ausbildung.

Im digitalen Raum waren die Voraussetzungen anders. Hier war ich nicht dem belastenden Umstand ausgesetzt, das Haus verlassen zu müssen, Erwartungen nicht zu erfüllen, über Hindernisse zu stolpern oder an Raumgrenzen abzuprallen – und dabei auch noch angestarrt zu werden. Hier konnte ich mich aufhalten und in Ruhe die Ein- und Ausschlussmechanismen beobachten, ohne selbst dabei wahrgenommen zu werden.

Als ausgebildete Grafikerin und Visagistin war ich zudem schon mit den nötigen Werkzeugen ausgestattet, um erwünschte Eigenschaften hervorzuheben und unerwünschte zu verstecken. Aber auch um unangenehme Eigenschaften oder Themen in einer akzeptablen Ästhetik zu verpacken und mir so Gehör zu verschaffen – ohne die Gefahr einer direkten (physischen) Konsequenz. Der Energieaufwand für eine Teilhabe war also erheblich gering, der Energieertrag dagegen hoch.

Es war wieder der Lockdown, der mir Raum zum Kreieren, Nachdenken, Schreiben, Posten, Interagieren, Austauschen, Zuhören, Meinungen Ändern und Up-to-Date-Bleiben zur Verfügung stellte. Und



ich hatte eine Community, die mir ein Gefühl von Sicherheit garantierte. Zumindest im digitalen Raum. Zumindest so lange die unbezahlte (Aufklärungs-)Arbeit durch die Kurzarbeit querfinanziert war.

2024, drittes Semester. Unsichtbare Hindernisse sichtbar zu machen, sei es mit Worten oder anderen Ausdrucksweisen, hatte für mich immer eine Dringlichkeit, weil ich mit den daraus resultierenden Konsequenzen klarkommen musste. Nun Teil eines akademischen Raumes zu sein, der sich wissenschaftlich mit strukturellen Diskriminierungsformen auseinandersetzt, erfüllt mich manchmal mit Unbehagen und Ambivalenz. Denn Teil davon zu sein, setzt Privilegien voraus. Welche Perspektiven werden in diesem Kontext also vermittelt?

Heute verstehe ich, dass von meinem individuellen Kampf nur diejenigen profitierten, die den Voraussetzungen eines sozialen Raumes sowieso schon entsprechen; diejenigen, für die die Barrieren gar nicht sichtbar sind. All die Erfahrungen, Begegnungen, die nötig waren, um das jetzt so sehen, benennen und einordnen zu können – vor allem aber der Raum, die Zeit, die Energie, um Neues zu lernen, verschwinden je länger, je mehr hinter einer Kombination aus angehäuften Wissen und persönlichen Erfahrungen.

Und ich glaube auch zu verstehen, dass diese Ressourcen sichtbar bleiben müssen. Darin, zumindest ein paar davon festzuhalten, steckt Hoffnung: Dass alle dazulernen können – und dürfen.

*Joëlle Anna Käser studiert Musik- und Theaterwissenschaft im Bachelor an der Universität Bern.

Bildungsräume am Beispiel der Designgeschichte: Klasse, Geschlecht und Kolonialismus

Dieser Artikel ist eine leicht überarbeitete Version des Kapitels "Modern sein oder nicht sein – Vom Begehren der Mächtigen II" aus Paola De Martins Publikation "Give Us a Break! Arbeitermilieu und Designszene im Aufbruch" (Diaphanes 2022).

I Paola De Martin*

In meiner bisherigen Analyse hatte ich den Klassenhabitus und seine Manifestationen in der Designszene untersucht, so wie ich sie erlebt hatte. Dank den Interviews mit männlichen Kollegen differenzierte sich innerhalb des Klassen- nun auch ein Geschlechterhabitus heraus. Da war eine Verschränkung von unterschiedlichen Diskriminierungen und Privilegien im Spiel, die mir vorher nicht bewusst gewesen war. So viel Erkenntnis, und doch blieb Vieles unverstanden. Denn bis zu diesem Punkt war mir mein kolonialer Habitus, der mit dem Privileg verbunden ist, eine bestimmte Form von anti-schwarzem Rassismus nie zu erfahren, gar nicht aufgefallen. Bis ich mit einer ehemaligen Studentin, deren Mutter als junge Frau aus Marokko in die Schweiz kam, ein weiteres Interview führte. Plötzlich erweiterte sich der Horizont. Ich begann zu verstehen, wie unreflektierte, koloniale Dispositionen unsere Designszene und unsere ungleichen Beziehungen strukturieren. Das Kapital der Zeitlichkeit spielte plötzlich eine grosse Rolle. Wie muss man das verstehen? Der Begriff "modern" ist zentral, mehr als ein Begriff ist es ein Kernkonzept, ein epistemischer Dreh- und Angelpunkt. Mich interessiert der Effekt dieses kolonialen Habitus, der den Modernismus als Lebensstil hervorgebracht hat, auf der Oberfläche. Alle Alltagsgegenstände, alle Architekturen, alle Attitüden wurden nach dem simplen dichotomen Muster – zivilisiert (will heissen: modern, sauber, legitim, natürlich, zeitgemäss) versus unzivilisiert (will heissen: primitiv, schmutzig, illegitim, abartig, überholt) – neu geformt und hierarchisch sortiert, vom "Neuen Bauen" über die "Neue Grafik" bis zum "Neuen Menschen". Der Modernismus ist ein fantastisches Beispiel für die Kreativität des Habitus. Die angewandte Kunst war die Lebenskunst einer simplen angewandten kolonialen Schablone. Weil die habituellen Reflexe des Modernismus im Prinzip so einfach dichotom strukturiert sind wie weiblich-männlich, lösen sie sofort das Bedürfnis nach ihrer Konkretion aus. Die Konkretion eines Prinzips, das, sobald es eben konkretisiert wird, immer auch umstritten ist – und unterhaltsam. Wie viel Radikalität, wie viel Singularität, wie viel Esoterik, wie viel Globalität, wie viele Kompromisse, wie viel Transgression ist auf der Oberfläche gerade angesagt? Diese Fragen nähren die Dynamik der Branche. Latente modernistische Prinzipien des Habitus haben sich als erstaunlich beweglich erwiesen, sobald sie als Designphänomene manifest wurden, sie lassen sich beliebig und endlos anwen-

den bei der Ausgestaltung der neuen Lebensstile – innerhalb der alten Grenzen. Alter Wein in immer neuen Schläuchen.

Der Westen und die "Anderen"

In der Frühen Neuzeit (auf Englisch: *early modern period*) wurden in Europa der Westen als gegebene Grösse und seine "Anderen" als nicht gegebene Grösse konfiguriert, letztere galt es zu "entdecken". Walter Mignolo nennt dieses Konzept deshalb machtkritisch "Okzidentalismus", eine intellektuelle und emotionale Voraussetzung für die Entdeckung der "Neuen Welt". Nach dem "Entdeckungszeitalter" wurde die europäische Moderne konzeptualisiert, welche ihre "Anderen" dem Westen hintanstellt, was wiederum die intellektuelle und emotionale Voraussetzung war für deren Zivilisierung durch die Eroberer. Edward Said hat dieses Konzept – ebenfalls machtkritisch – "Orientalismus" genannt.¹ Waren diese Konzepte einmal durch die Vormachtstellung der Kolonialmächte wissenschaftlich etabliert, entwickelten sie eine starke Sogwirkung. Niemand konnte sich ihren Effekten ganz entziehen – am wenigsten ihre Opfer. Das ist das Perfide an diesem grossen Sog. Kaum jemand ist in der Lage, fundamental aussteigen zu wollen, denn das hiesse automatisch, absteigen, hinterherhinken und schliesslich abgehängt werden zu wollen. Und ebenso ist kaum jemand fundamental in der Lage, nicht modern sein zu wollen. Wenn dies bisweilen doch geschieht, dann niemals fundamental, sondern im obersten und vordersten kulturellen Milieu, es ist der Kitzel des Abgrunds für kulturell Privilegierte an der Spitze der Zeit.

"Modern" als Synonym für "reich"

Ich verstehe diesen Sog als eine grundsätzliche, kapitalistische Neigung oder ein Begehren, in der Zeit sein zu wollen, in der man lebt. Dabei werden geistige Konzepte (Kolonialität, Androzentrismus, Klassendünkel), Institutionen (Politik, Pädagogik, Religion, Künste) und Alltagsphänomene (Lebenslauf, Lebensstil) unauflösbar miteinander verkoppelt. Verbunden sind diese Ebenen durch die Kapillaren der Macht, wie sie Foucault nennt. In Bourdieus grafischen Darstellungen des sozialen Raums wird dieses Begehren der Zugehörigkeit zur Struktur der Macht durch kleine, rote Pfeile repräsentiert, die sich wie Magnete in einem aufgeladenen Feld nach dem oberen Milieu ausrichten.² Um die koloniale Dimension dieses Sogs zu verstehen, braucht man nur

diese räumliche Darstellung durch die ideologische Zeitachse der Zivilisierungsmissionen zu erweitern. "Modern" ist in diesem Sinne ein Synonym für "reich", reich an allen Kapitalsorten, die Trumpf sind, vor allem aber an kulturellem Kapital am richtigen Ort zur richtigen Zeit: oben und vorne. Professionelle Gestalter*innen bestimmen dabei, was Trumpf ist – sie machen ihre hegemonialen Ansprüche auf die legitime Ästhetik dieser Spitzenpositionen geltend.

Der Fluss dieses Soges ist zudem durch weitere, mächtige Diskurse strukturiert, die den Geschlechter- und den Klassenhabitus kolonial prägen. Die geschlechtsspezifische Weise, in der Welt als einer räumlichen zu sein, wie Simone de Beauvoir in "Das zweite Geschlecht" darlegt, ist auch eine zeitliche: "In seinem Beruf, seinem politischen Leben erfährt (der Mann) die Veränderung, den Fortschritt, er empfindet sein Aus-sich-Herausgehen in Zeit und Raum. Und wenn er des Umherschweifens müde ist, gründet er ein Heim, lässt sich nieder und verankert sich in der Welt. Abends sammelt er sich zu Hause, wo die Frau über Möbel und Kinder wacht, und die gespeicherte Vergangenheit hütet".³

Hierarchie durch Raum und Zeit

Nimmt man nun den ganzen Raum und die ganze Zeit in den Blick, so könnte man sagen: *Weisse* Frauen standen – homolog zur hierarchischen Ordnung zwischen Kolonialmacht und Kolonie – in der idealen Vorstellung der Herrschenden auf dem Platz hinter/unter ihren *weissen* Männern und vor/oberhalb Schwarzer Männer und diese wiederum vor/oberhalb Schwarzer Frauen. Man könnte diese Hierarchie noch weiter ausdifferenzieren, etwa nach sexueller Orientierung oder Alter. Patricia Purtschert hat in "Kolonialität und Geschlecht" darlegt, wie Schweizer Hausfrauen die privilegierte Rolle der säkularen Missionarin einer modernen Haushaltsführung innerhalb der Avantgarden zugeteilt wurde. Dieser Move war eine strategisch geplante, narzisstische Zufuhr für die weibliche Bevölkerung der Schweiz in Zeiten der grassierenden Arbeitslosigkeit und wirtschaftlichen Depression während einer grundlegenden Liberalismuskrise. Sie sollte den Frauen schmeicheln und sie davon ablenken und trösten, dass sie vom Arbeitsmarkt verdrängt werden. Das Scientific Management, von Frederick Winslow Taylor für die Effizienz der Grossindustrie entwickelt, und von Christine Frederick, Irene Witte und Margarete Schütte-Lihotzky für die "moderne" Haushaltsführung und Küche adaptiert, ist ein folgenreiches Beispiel von Designerinitiativen in diesem Geist. Dieser "reine" Look wurde den *weissen* Frauen mit enormen Budgets als Zivilisations-



vorsprung schmackhaft gemacht, aber im Grunde handelte es sich um einen anti-sozialen, anti-feministischen und restaurativen "Backlash".⁴ Die eurozentrischen, kolonialrassistischen Bezüge dieser Art von Konsumrassismus sind in der Designgeschichte – auch jener der Schweiz – allgegenwärtig und nicht explizit zugleich. Man beachte etwa den Werbefilm für die Wohngenossenschaft Basel WOBA, "Die neue Wohnung",⁵ der in der Zwischenkriegszeit entstanden ist. Der zivilisatorische Subtext ist unterfüttert mit visuellen kolonialen Referenzen. Wie Toni Morrison für den US-Kontext der Sklaverei aufgezeigt hat, so wird auch in diesem Beispiel aus der Designgeschichte die Freiheit der reichen Zentren zunächst vor dem Hintergrund der Unfreien am armen Rand konstituiert, um letztere danach gleich wieder zu vergessen. Der dunkle "Dschungel" der Armenviertel, in welchem die Herrschaften auf Safari gehen. *Slumming* nannte man diese Praxis in Grossbritannien. Die Grenzen zwischen roh und zivilisiert sind nicht gänzlich starr, aber auch nicht durchlässig. Auf der Schwelle zwischen Moderne und Fortschritt, da können sich sowohl *weisse* Frauen, wie auch Schwarze Männer durch Anpassung an die Normen der Zivilisiertheit um einen besseren Platz bemühen. Sie gelten als erziehbar, als die Lernfähigen. Schwarze Frauen hingegen wurden regelmässig aussen vorgelassen. Diese Verschränkung von Kolonialität und Geschlecht wurde bald globalisiert. Während der Spätzeit der belgischen Kolonialherrschaft in Belgisch Kongo etwa, wurde von der männlichen Spitze der Schwarzen, kolonisierten Bevölkerung die Kategorie der kongolesischen *évolués* – der Entwickelten, wie sie sich nannten – geschaffen. Hierbei zeigt sich diese Homologie der Beherrschung in aller Deutlichkeit, wie David van Reybrouck in "Kongo. Eine Geschichte" darlegt.⁶ Die *évolués* strebten einen gehobenen westlichen Lebensstil und europäische, moderne Konsumvorlie-



ben an. Musikgeschmack, Medizin und Häuslichkeit näherten sich diesem Ideal an, "aber", so Reybrouck, "die Kluft zwischen Mann und Frau war gross": "Ein *évolué* war ein Mann (nie eine Frau, es sei denn als Partnerin). [...] Der Mann hatte eine Ausbildung und eine feste Arbeitsstelle, die Frau war Analphabetin und verdiente kein Geld. [...] In ganz Stanleyville konnten in jener Zeit nur zwei von drei Frauen eine Unterhaltung in rudimentärem Französisch führen. Eines der *évolués*-Kinder erzählte mir: 'Ach, ich habe meinen Vater sehr oft zu meiner Mutter sagen hören: Also du bist eine richtige N-! So leben die Weissen doch nicht!'"⁷

Es müsste im Grunde nicht heissen "aber" die Kluft sei gross gewesen, denn dieser Abstand entspricht der Homologie zwischen Kolonialität der Macht und männlicher Herrschaft. Strukturell bedingter Analphabetismus der Frauen wurde als Teilaspekt der weiblichen Natur verstanden, was Frauen gegenüber Männern auf eine natürliche, unterlegene und rückständige Position verwies. Das hat Parallelen zur westlichen Rezeption von schriftlosen Kulturen. Diese wurden regelmässig als geschichtslos disqualifiziert.⁸ Der in der feministischen Kritik oft etwas weit und vage gefasste Begriff der "Kolonisierung der Frau" kann an konkreten kolonialen Geschichten wie dieser festgemacht werden. Die "Kolonisierung der Frau"⁹ wäre dann keine intuitive Metapher mehr, weil durch Empirie gestützt. Konkretion und Abstraktion gehören zusammen gedacht.

Rassifizierung der Kategorie Klasse

Neben dem Geschlecht wurde auch die Klasse unter kolonialen Vorzeichen rassifiziert. Arbeitermilieus in den Metropolen, so wie arme Weisse in den Kolonien, wurden mit rassischen Stereotypen kategorisch degradiert.¹⁰ Der heutige Begriff der "Bildungsfernen" für bestimmte "untere" Klassen zeugt noch

von diesen nach innen gerichteten, exotisierenden Projektionen auf Menschen mit wenig kulturellem Kapital, auch im eigenen Land. Bildungsferne ist eine imaginierte Ferne der Ausgeschlossenen in einem Diskurs, der sie sowohl ausschliesst als auch paternalistisch vereinnahmt. Die Homologie zwischen den "Anderen" in den Kolonien und den "Anderen" im Inneren einer Nation findet man ebenfalls globalisiert in aussereuropäischen Nationen, die sich im Sinne einer Abwehr gegen die drohende Kolonisierung durch vorausseilende Anpassung selbst "zivilisierten".

Hierarchische Zeit und hierarchischer Raum verschränken sich unauflöslich mit ästhetischen Konzepten der Modernität. Sozialer Aufstieg muss also ganz grundlegend nicht nur als eine relationale, abstrakt-räumliche Erfahrung modelliert werden, sondern ebenso als eine relationale, abstrakt-zeitliche. Wer sich nicht in der Ohnmacht einrichten will, hat keine Wahl, er oder sie muss in diesem dreifachen Sinn Macht haben wollen. Oben und vorne mitschwimmen wollen heisst nichts anderes, als modern sein wollen. Das ist ein kollektiver, dynamischer Habituszug, eine kollektive habituelle Neigung aller Akteur*innen – ein konstanter, libidinöser Antrieb aller Variationen des Kapitalismus. Der Wunsch der Unterprivilegierten nach Teilhabe an einer globalen Modernität stösst oft auf Kritik von oben, so wie ihr ehrlicher, direkter Wunsch, mehr zu besitzen, reflexartig als unfein gespiegelt wird. Habituelle Äusserungen der Herablassung aus privilegierter Warte übersehen regelmässig, dass der Wunsch der Ambitionierten im Kleinen oft Züge von Ertrinkenden aufweist, die nach einem Strohalm greifen. Kritik an ihren Ambitionen sollte deshalb nicht unterkomplex sein. Es genügt eben nicht, den Exkludierten den Wunsch nach Inklusion in die bestehenden Strukturen abzusprechen mit Verweis auf die exklusive Gewalt dieser Strukturen, die gegen sie gerichtet sind. Wer wüsste besser davon zu berichten als Aufsteiger aus den letzten Reihen der globalen Gesellschaft selbst. Inferiorisierte, die diese Position verlassen, sind in einer ambivalenten Position, dem Ganzen gegenüber immerzu ein "unmögliches 'Nein' entgegenzuhalten", wie Gayatri Chakravorty Spivak es formuliert.¹¹ Denn der radikale Ausstieg wäre in ihrer Lage schlicht selbstmörderisch. Deshalb ist eine – aber bei weitem nicht jede – verständliche Folge dieses unmöglichen Neins die Faszination, um nicht zu sagen Identifikation der sozialen Aufsteiger*innen mit den Strukturen, die sie ausschliessen. In Zadie Smiths Worten ausgedrückt: "I was not the type to rock the boat, I was too amazed to be on the boat."¹²

Postmodernismus, eine trickreiche Angelegenheit

Postmoderne Diskurse, die sich kritisch gegen die Autorität der Moderne richten,¹³ werten Modernsein-Wollen im klassischen Sinn der Vorkriegs-avantgarden als vorgestrig ab, mit sehr ambivalenten Effekten für Aufsteiger*innen. Kritik am Begehren der Mächtigen nach Modernität verkennt nicht nur die tiefliegenden, objektiven Ursachen dieses normativen Begehrens. Sie verstärkt die Minderwertigkeit der Degradierten und Inferiorisierten mit dem Verweis auf die Rückständigkeit solcher Begehren einmal mehr. Es macht die Sache noch verwickelter für diese Akteur*innen, dass postmodernes Nicht-mehrmodern-sein-Wollen ein Privileg der Herrschenden ist, die eine bestimmte Manifestation der Modernität bereits 'hinter sich' haben. Die Postmoderne ist, trotz des allgemeinen Diversitätshypes, für die von Armut betroffenen Aufsteiger*innen und PoC eine äusserst trickreiche Angelegenheit.

Zurück zum Anfang. Vor welche trickreichen Fallen stellte uns der koloniale Habitus im erwähnten Interview? Ich hatte den Wunsch der Studentin, modern sein zu wollen, wiederholt als *out-of-time* gespiegelt. Dies schaffte eine Distanz, die unser Gespräch nicht weiterbrachte. Das fiel mir zwar auf, aber ich konnte meinen in der Szene gut trainierten Urteilsreflex nicht kontrollieren. Man wird nicht als Designhistorikerin geboren, man wird dazu gemacht. Wie wird man dieses Erbe los? Ich spürte in diesen Blockaden schmerzhaft klar, ich war eine gemachte Frau, keine Arbeitertochter mehr, nur eine "ehemalige", nun war ich Dozentin und Doktorandin. Und sie war eine junge Studentin. Ihre Mutter *of color*, meine Mutter nicht, meine Mutter kam aus einer ehemaligen Kolonialmacht. Hatte das mehr Spuren in meinem Habitus hinterlassen, als mir lieb war?

Dennoch muss man anerkennen, dass trotz dieser mehrfach versiegelten Geschichte der Kolonialität der Zeit sich die Studentin hartnäckig dagegen wehrte, verurteilt zu werden – und ich wehrte mich hartnäckig dagegen, sie zu verurteilen. Ich vermute, dass es die gegenseitige Empathie war, die uns schliesslich davor bewahrte, in einem (selbst-)zerstörerischen Urteilsmodus gefangen zu bleiben. Damit liess sich arbeiten, damit überwandene wir die Durststrecken des historisch gewachsenen Misstrauens, die immer wieder vor uns lagen.

¹Mignolo, Walter D.: *Local Histories / Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking*, Princeton 2000 / Said, Edward: *Orientalism*, London/New York 1978.

²Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 2002, S. 212-213.

³Beauvoir, zit. in: Purtschert, Patricia: *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weissen Schweiz*, Bielefeld 2019, S. 36.

⁴Hayden, Dolores: *The Grand Domestic Revolution. A History of Feminist Designs for American Homes, Neighborhoods, and Cities*, Cambridge 1981, S. 280-345.

⁵Deutschland 1930.

⁶Reybrouck, David van: *Kongo. Eine Geschichte*, Berlin 2012.

⁷Ebd., 259.

⁸Eibach, Joachim/Lottes, Günther (Hg.): *Kompass Der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch*, Göttingen 2006, S. 213.

⁹Haug, Frigga: *Erinnerungsarbeit*, Hamburg 1990, S. 49, 70 und 73.

¹⁰Comaroff, Jean/Comaroff, John L.: "Hausgemachte Hegemonie", in: Randeria, Shalini/Conrad, Sebastian (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/New York 2002, S. 247-282 / Fischer-Tiné, Harald: "Low and Licentious Europeans": Race, Class and White Subalternity in Colonial India, New Delhi 2009.

¹¹Spivak, zit. in: Randeria, Shalini/Conrad, Sebastian (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2002, S. 37.

¹²Smith, Zadie: "On 'Crash'", in: *The New York Review of Books*, Vol. LXI, Nr. 12, S. 12.

¹³Z.B. in Bruno Latour "We have never been modern" (1993) oder Gert Selle "Es gibt keinen Kitsch, es gibt nur Design" (1984).

*Dr. Paola De Martin ist als Postdoc am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) der ETH Zürich tätig und forscht zur Schweizer Designgeschichte mit Fokus auf Klassismus und weiteren Ausschlussmerkmalen.

Der Elefant ist der Raum

Paola De Martin hat mit dem Verein TESORO, Melinda Nadj Abonji und Lucia Bernini eine Ausstellung und ein Symposium organisiert. Unter dem Titel "Der Elefant ist der Raum" beleuchtet sie die Folgen des Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG), das 1934 in Kraft trat. Ausstellung: 5. Oktober 2024 bis 1. November 2024, ETH Zürich, Hönggerberg, Foyer. Symposium: 4./5. Oktober 2024, ETH Zürich.

Solidarität, Raum und Geschlecht: Einblicke in ein Forschungsprojekt

Ein Gespräch unter drei Forschenden des IZFG, die im Rahmen des internationalen Forschungsprojekts "Enacting Citizenship and Solidarity in Europe from Below" (ECSEuro) der Frage nachgegangen sind, wie Solidarität in urbanen Räumen hergestellt und praktiziert wird.

I Natascha Flückiger*, Sarah Schilliger** und Selina Suter***

Selina: Sarah, magst du zu Beginn skizzieren, worum es im Forschungsprojekt geht, das du mitkonzipiert hast und co-leitest?

Sarah: Wir sind ein Team von 17 Forschenden aus Dänemark, Italien, Slowenien, Deutschland und der Schweiz und untersuchen gemeinsam, wie Solidarität in lokalen Kontexten alltäglich praktiziert und politisch verhandelt wird. Wir fokussieren dabei auf drei soziale Felder: Rechte von Migrant*innen, Wohnen und Care. Eine zentrale Ausgangsthese unseres Projekts ist, dass europäische Nationalstaaten heute angesichts der veränderten Geschlechterverhältnisse und Familienmodelle, aber auch angesichts der globalen Migration, prekarierteter Lebensverhältnisse und verschärfter sozialer Ungleichheiten kaum adäquate Antworten auf drängende soziale Fragen und klaffende Care-Lücken finden. Ein Potenzial für Veränderung sehen wir in solidarischer Praxis, die von lokaler Ebene ausgeht: Städte können Ausgangspunkt einer politischen Transformation sein, weil in diesen urbanen Räumen verschiedenste soziale Bewegungen mit kollektiven Formen der Bedürfnisbefriedigung experimentieren. Aus geschlechtertheoretischer und feministischer Perspektive interessiert dabei, inwiefern gemeinschaftsbasierte, lokal verankerte Sorge-Praxen die machtvollen Grenzziehungen zwischen privater und öffentlicher Sphäre zu durchkreuzen vermögen – und damit auch die in unserer Gesellschaft stark individualisierte, im Häuslichen sowie Familiären verortete Care-Verantwortung ein Stück weit in Frage stellen. Wir schauen uns mittels ethnographischer Methoden konkrete Räume an, die sowohl Ausgangspunkt als auch Produkt von alltäglichen, kollektiven Sorge-Praxen sein können.

Sarah: Mögt ihr beide einen Einblick geben in eure Fallstudien, um dies etwas zu konkretisieren?

Natascha: Dafür nehme ich euch gedanklich mit auf die Schützenmatte, ein unbebauter Betonplatz im Zentrum von Bern. Auf diesem eher unwirtlichen öffentlichen Platz beim Eisenbahnviadukt – zwischen städtischer Drogenabgabestelle, Parkplatz und dem autonomen Kulturzentrum Reitschule – begegnen sich diverse Stadtbewohnende. Der Verein Medina betreibt dort jeden Donnerstag- und Freitagabend ein Gemeinschaftszentrum, das primär als niederschwellige Anlaufstelle dient für Menschen,



denen aus unterschiedlichen Gründen – aufgrund eines unsicheren oder fehlenden Aufenthaltsstatus, ökonomischer Prekarität, Wohnungslosigkeit oder Suchterkrankung – die Erfüllung grundlegender Bedürfnisse verwehrt bleibt und denen es erschwert wird, am sozialen, kulturellen und politischen Leben in der Stadt teilzuhaben. Mich interessierte, wie sich in der Praxis des Kochens und Essens ein sorgender und solidarischer Umgang mit den individualisierenden und prekarierten städtischen Lebensrealitäten entwickeln kann.

Selina: In meiner Masterarbeit widmete ich mich der fraum* – einem Frauen*Zentrum in Zürich. Visuell erinnert die fraum* an ein Wohnzimmer. In einem grossen offenen Raum befinden sich diverse Sitzecken, ein Klavier, eine Bibliothek und ein Esstisch. In der hinteren Ecke ist eine Bar aufgebaut. Eine Küche und ein Bad gehören auch zur Einrichtung. Vereinfacht gesagt ist die fraum* ein offener Begegnungsraum für den Austausch feministischer Energien. Unterschiedliche Gruppen und Zusammenschlüsse nutzen den Raum für ihre Projekte, Ideen und Pläne. Dabei stehe die gemeinsame und solidarische Nutzung über verschiedene Gruppen und Differenzen zwischen "Frauen*" hinweg im Zentrum.

Sarah: Könnt ihr die von euch untersuchten Räume noch etwas genauer beschreiben? Was kennzeichnet diese Räume?

Natascha: Die Schützenmatte ist ein umstrittener Raum, durchzogen von Machtverhältnissen und sozialen Kämpfen. Er ist zugleich ein Frei- und Kulturraum

für Aktivist*innen, Nachtschwärmer*innen und Skater*innen als auch ein Ort, an dem sich marginalisierte Menschen aufhalten, die fast nirgendwo sonst hingehen können. Wie eines der interviewten Kollektivmitglieder prägnant ausdrückt, sei die Schützenmatte für die einen die absolute Hölle und für die anderen das Paradies – was stark mit sozialen Positionen zu tun habe. Auf der Schützenmatte manifestieren sich im Lokalen die Folgen von repressiven Migrationsgesetzen, exkludierenden wohlfahrtstaatlichen Praxen und einer Drogenpolitik, die auf Vertreibung und Kriminalisierung von Suchtabhängigen setzt. Damit werden auf dem Platz vielfältige Formen von Ausgrenzung und Verdrängung und eine staatliche Negierung von Sorgebedürfnissen von Menschen in prekären Lebenslagen wahrnehmbar. Als Antwort darauf hat sich das Projekt Medina 2019 in einem umgebauten Schiffscontainer eingerichtet und schafft seither zweimal wöchentlich einen temporären Raum des Zusammenkommens in der Öffentlichkeit. Die zentrale verbindende Aktivität dabei ist die reproduktive Praxis auf dem Platz: Das regelmässige gemeinsame Kochen und Essen bietet den Beteiligten Gelegenheit, Kontakte zu knüpfen sowie eine Gemeinschaft zu erleben und aktiv mitzugestalten – und damit ein Stück weit aus der Isolation auszubrechen.

Selina: Als selbstverwalteter Frauenraum mitten im Zürcher Kreis 5, stellt die fraum* eine lokale politische Initiative dar, welche eine Antwort auf den fehlenden Zugang zu autonomen und unkommerziellen öffentlichen Räumen bietet. Sie schliesst damit an die Herausforderungen der städtischen Raumpolitik an und kann als Reaktion auf fehlende niederschwellige städtische Kulturangebote gesehen werden. Die fraum* gehe "von allen möglichen Differenzen zwischen Frauen*" aus und möchte ein Zusammensein über diese Differenzen möglich und erlebbar machen. Sie fokussiert somit auf gelebte Solidarität, die davon geprägt ist, dass wir solidarisch miteinander sein können, auch wenn wir uns unterscheiden. Ausgehend von der fraum* habe ich in meiner Masterarbeit die Entstehung und Aufrechterhaltung solidarischer Praxis im Kontext unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten beleuchtet. Dafür war der Raum als Ausgangspunkt zentral.

Natascha: Inwiefern ist es denn nun erkenntnisreich, das Konzept Raum in die Untersuchung von Solidaritätsinitiativen einzubeziehen?

Sarah: Grosse Krisen wie die Care-Krise, die Wohnungskrise oder globale Fluchtbewegungen zeigen ihr Gesicht durch konkrete Auswirkungen im Lokalen: in der Nachbarschaft, im Quartier, in

der Stadt. In diesen konkreten Räumen findet Sorge und solidarische Praxis statt und werden konkrete Antworten auf unbefriedigte Bedürfnisse praktiziert und eingefordert. Die Beispiele von Medina und fraum* zeigen: Von Bedeutung für die untersuchten Initiativen sind nicht nur öffentliche Räume der Versammlung und des Protests, sondern auch alltägliche Settings, die auf den ersten Blick nicht als "politisch" gesehen werden – wie halböffentliche Wohnzimmer und Gemeinschaftsküchen. Diese Orte können zentral sein für die Herstellung sorgsamer und solidarischer Beziehungsweisen und einer gelebten Demokratie. Durch konkrete Begegnungen – einen Tee zusammen trinken, sich Geschichten erzählen, zuhören – können (Ver-)Lernprozesse angestossen werden. Gleichzeitig ist das in diesen solidarischen Räumen und Gegengemeinschaften erschaffene Erfahrungswissen zentral, um ein gemeinsames politisches Bewusstsein zu entwickeln und sich kollektiv für einen Ausbau und für grössere Inklusivität von öffentlichen sozialen Infrastrukturen zu organisieren.

Selina: Welche Rolle spielt Geschlecht in Zusammenhang mit Raum?

Natascha: Geschlecht beeinflusst unseren Zugang zu Räumen, wie wir diese wahrnehmen und uns darin bewegen – diese Erfahrung habe ich als Forscherin gemacht, als ich mich meinem Feld explorativ näherte. Aus einer Geschlechterperspektive betrachtet, ist die Schützenmatte ein stark männerdominierter Raum. Frauen und Personen jenseits binärer Geschlechtsidentitäten bleiben dem Platz tendenziell und vor allem abends eher fern – was ihnen die Mitwirkung am Gemeinschaftszentrum Medina erschwert. Um solchen geschlechtsspezifischen Herausforderungen der Zugänglichkeit und Fragen der Sicherheit zu begegnen, versucht Medina über Achtsamkeitspraktiken einen inklusiveren Raum zu schaffen. Zudem organisiert Medina spezifisch für Frauen und inter, non-binäre und trans Menschen Aktivitäten an anderen Orten, die für diese Personengruppe zugänglicher sind.

Selina: In Bezug auf die fraum* spielt Geschlecht insofern eine konkrete Rolle, als dass die fraum* als Frauenraum die Frage aufwirft, weshalb es heute immer noch autonome Frauen*räume braucht. Auf ihrer Website schreibt die fraum*: "Wir haben diesen Raum aus der Erfahrung geschaffen, dass es einen solchen in Zürich nicht gibt. Und in der Überzeugung seiner grundlegenden Notwendigkeit." Die fraum* betont die Notwendigkeit, dass sich Geschlechterrollen in Frage stellende autonome Gruppierungen vernetzen und austauschen können. Dafür ist ein

geteilter Raum notwendig. Wie du, Sarah, zu Beginn unseres Gesprächs betont hast, ist es aus geschlechtertheoretischer und feministischer Perspektive interessant, Räume auf ihre Zugänglichkeit zu betrachten. Die fraum* ist zwar ein öffentlich zugänglicher Raum, präsentiert sich gleichzeitig aber wie eine Wohnung, wodurch sie einen privaten Charakter erhält. In dieser Form stellt die fraum* diese Dichotomisierung in Frage.

Sarah: Das bringt uns zur Frage nach den transformativen Potenzialen von zivilgesellschaftlichem Engagement. Inwiefern enthalten kollektive Sorgepraktiken Impulse für gesellschaftliche Veränderungen?

Selina: In der fraum* treffen ganz unterschiedliche Gruppen aufeinander. Sie teilen sich einen Raum und treten über den geteilten Raum miteinander in Kontakt. Die Aushandlung unterschiedlicher feministischer Verständnisse, wie wir sie derzeit immer wieder in den Medien antreffen, zeigt sich im Raum sehr konkret. So beispielsweise in der Diskussion um die Raumgestaltung aber auch um den Namen "fraum* – Frauen*Zentrum". Aufgrund des geteilten physischen Raumes wird eine Diskussion über geschlechterpolitische Verhältnisse notwendig und unterschiedliche Ansichten kommen zu Wort. Das Miteinander-in-Dialog-Treten und Gemeinsam-nach-Lösungen-Suchen nenne ich in meiner Masterarbeit Aushandlung. Gerade in der gemeinsamen Aushandlung geschlechterpolitischer Verhältnisse, die durch den geteilten Raum notwendig wird, sehe ich das transformative Potenzial. Gleichzeitig wurde während meiner Forschungsphase in der fraum* deutlich, dass es nicht reicht, einen geteilten Raum und eine gemeinsame Überzeugung zu haben. So verlässt eine Gruppe die fraum*, da sie sich nicht mehr länger wohl fühlen, sich in einem Raum zu treffen, der sich Frauen*Zentrum nennt.

Natascha: Im spezifischen sozial-räumlichen Kontext der Schützenmatte eröffnet das Gemeinschaftszentrum einerseits einen widerständigen Gegenraum gegen die hegemoniale Sozial-, Asyl- und Migrationspolitik und andererseits einen Möglichkeitsraum für solidarische und sorgende Beziehungen über Differenzen hinweg. Ausgehend von konkreten Alltagsbedürfnissen hat sich das Projekt Medina einen vernachlässigten urbanen Raum angeeignet und eine Sorgeinfrastruktur von unten errichtet. Diese ermöglicht nicht nur alltägliches (Über-)Leben, sondern auch das Erproben von alternativen, kollektiven Formen der Sorge, die weder konventionellen noch kommerziellen Formen der Sorgearbeit entsprechen.



chen. So gesehen ist der Raum Schützenmatte ein Laboratorium, in dem ausprobiert wird, wie trotz unterschiedlicher Ausgangslagen und Lebensrealitäten sorgende Umgangsformen und solidarische Beziehungsweisen kollektiv eingeübt werden können. Auch wenn die Initiative als Wegweiser für eine demokratischere und nachhaltigere Fürsorge erscheint, ist sie nicht zu romantisieren. Es braucht eine kritische Auseinandersetzung mit Ambivalenzen und Herausforderungen, die sich unter anderem in Zusammenhang mit der Aushandlung von Machtdifferenzen oder Fragen der Zugänglichkeit und Verantwortlichkeit ergeben.

Sarah: Anschliessend daran stellt sich die Frage, inwiefern die alltäglichen Praktiken im urbanen Raum etwas anstossen, das über die lokale Ebene hinaus strukturelle Sorgelosigkeiten politisieren kann. Die Existenz und Sichtbarkeit von Sorgearbeit in öffentlichen Räumen kann zu einer Politisierung von Sorge beitragen: In den erwähnten Beispielen reorganisieren die Beteiligten soziale Reproduktion in einem gemeinschaftlichen Kontext und stellen damit die Trennung zwischen dem Persönlichen und dem Politischen in Frage. Ortsbezogene Solidaritäten müssen dabei nicht an einen einzelnen Ort gebunden bleiben, sondern wachsen häufig über ihre lokale Verankerung hinaus: Wie das Beispiel der feministischen Streikbewegung zeigt, können Sorgekämpfe, die im Intimen und im Alltag ihren Ausgang nehmen, translokal miteinander verbunden werden und Proteste weltweit inspirieren.

*Natascha Flückiger, M.A., studierte Sozialanthropologie und Gender Studies an der Universität Bern. Sie arbeitet als Junior Researcher am IZFG.

**Dr. phil. Sarah Schilliger ist Soziologin. Sie arbeitet als Senior Researcher am IZFG und leitet das ECSEuro-Forschungsprojekt.

***Selina Suter, M.A., studierte Gender Studies und Politikwissenschaft an der Universität Basel. Sie doktoriert zurzeit am IZFG.

Ungleichheit im Schweizer Gesundheitssystem: Benachteiligung von Frauen

Ein Forschungsbericht des IZFG hat deutliche Benachteiligungen von Frauen in allen Bereichen des Schweizer Gesundheitssystems aufgezeigt. Dieser diente als wissenschaftliche Grundlage für den bundesrätlichen Bericht als Antwort auf ein Postulat von Nationalrätin Laurence Fehlmann Rielle.

I Christine Bigler* und Tina Büchler**

Geschlecht gilt als einer der wichtigsten Einflussfaktoren auf Gesundheit und Gesundheitsversorgung. Die verschiedenen Geschlechter weisen Unterschiede in Bezug auf Krankheiten, Krankheitsverläufe und Gesundheitsverhalten auf. Doch wie reagiert das Schweizer Gesundheitssystem auf diese Unterschiede? Dieser Frage ging das IZFG in Zusammenarbeit mit der Berner Fachhochschule und Expertinnen der Gender-Medizin nach. Anstoss für dieses Forschungsvorhaben war ein Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit (BAG) zur Beantwortung des Postulats 19.3910 "Gesundheit der Frauen. Bessere Berücksichtigung ihrer Eigenheiten", welches durch Nationalrätin Laurence Fehlmann Rielle eingereicht wurde. Im Postulat wurde der Bundesrat aufgefordert, in einem Bericht darzulegen, welche Massnahmen bereits umgesetzt wurden oder noch umgesetzt werden sollten, um sicherzustellen, dass die spezifischen Bedürfnisse von Frauen in den Bereichen Forschung, Prävention und Pflege von Wissenschaft und Gesundheitspersonal besser berücksichtigt werden.

Die Erstellung des Forschungsberichts erfolgte in zwei Phasen: Zunächst wurde eine Situationsanalyse für die Schweiz durchgeführt, die eine eingehende Literaturrecherche und zwölf Expert:inneninterviews umfasste. Ausgehend davon wurden sechs Hauptproblembereiche identifiziert: Forschung, Medikamentenentwicklung/Behandlung, Erkennung/Diagnostik, Prävention, Rehabilitation, Nachsorge/Langzeitversorgung, Aus-, Weiter- und Fortbildung der Gesundheitsfachpersonen sowie Arbeitswelt Gesundheitswesen. In Zusammenarbeit mit über 60 Stakeholdern wurden das Verständnis für die Problematiken vertieft und Massnahmenvorschläge erarbeitet. Im Rahmen des Forschungsprozesses wurde ersichtlich, dass für die definierten Hauptproblembereiche aus der Praxis eine Vielzahl an Erkenntnissen vorliegen, welche jedoch in der Schweiz bis dato nicht systematisch erforscht und belegt wurden. Aus diesem Grund stützte sich das Forschungsteam auch auf internationale Literatur – welche die Beobachtungen aus der Schweizer Praxis bestätigt.

Die Ergebnisse zeigen, dass Frauen im Schweizer Gesundheitssystem in allen sechs Hauptproblembereichen benachteiligt sind: In der Forschung und Medikamentenentwicklung sind Frauen sowohl als Forschende als auch als Probandinnen systematisch

unterrepräsentiert. Dies führt zum Beispiel in der Krebsbehandlung zu ungeeigneten Dosierungen und mehr Nebenwirkungen bei Frauen. Diagnostische Verfahren sind oft auf Männer ausgerichtet, was bei Frauen zu einer verspäteten Diagnosestellung führen kann, etwa bei demenziellen Erkrankungen. Auch wurde nachgewiesen, dass Frauen zumindest in gewissen Bereichen weniger oft intensivmedizinisch behandelt werden, zum Beispiel dann, wenn sie die gleichen oder gleich starken Herz-Kreislaufbeschwerden wie Männer aufweisen. In der Prävention fehlen die Grundlagen für geschlechterspezifische Massnahmen, obwohl bekannt ist, dass das Geschlecht sich signifikant auf das Gesundheitsverhalten auswirkt. In der Aus- und Weiterbildung von Gesundheitspersonal sind Erkenntnisse bis anhin nur punktuell eingeflossen und somit fehlt in der Praxis Wissen bezüglich Gender Medicine/Gender Health. In den sogenannten Cure-Berufen, das heisst vor allem die Berufe, welche sich mit medizinischer oder chirurgischer Behandlung befassen, sind Frauen auf höheren Hierarchiestufen stark unterrepräsentiert, obwohl heute zum Beispiel mehr Frauen als Männer Medizin studieren. Und während Frauen in den sogenannten Care-Berufen wie der Pflege stark überrepräsentiert sind, sind sie selbst dort in den höheren Hierarchiestufen unterrepräsentiert. Die Hierarchisierung bedingt eine geringere Wertschätzung, niedrigere Entlohnung sowie mehr Vorfälle von sexueller Belästigung von Frauen.

Der Bericht belegt, dass Frauen im Gesundheitswesen der Schweiz in zahlreichen Bereichen benachteiligt sind. Um den spezifischen gesundheitlichen Bedürfnissen von Frauen gerecht zu werden, sind umfassende Massnahmen in allen sechs Bereichen erforderlich. Eine geschlechtergerechte Gesundheitsversorgung kommt allen Geschlechtern zugute. In Reaktion auf die Ergebnisse des Forschungsberichts hat der Bundesrat nun verschiedene Bundesstellen damit beauftragt, Massnahmen zu ergreifen, um die Gesundheitsversorgung von Frauen zu verbessern.

*Dr. Christine Bigler ist Senior Researcher und seit 2014 am IZFG tätig. Ihre Forschungsinteressen gelten vor allem den Themen geschlechterspezifische Gewalt und Gesundheit im globalen Süden und in der Schweiz.

**Dr. Tina Büchler ist Senior Researcher am IZFG. Ihre Fachbereiche sind Sozialgeographie, Migration, Queer Studies und Methoden der qualitativen Sozialforschung.

Veloförderung in der Stadt Bern: Fokus auf Frauen mit Migrationsgeschichte

Das IZFG führt im Auftrag der Stadt Bern eine Studie zum Velofahren bei Frauen mit Migrationsgeschichte durch. Die bis Februar 2025 erwarteten Ergebnisse sollen dazu beitragen, die Veloförderung in der Stadt Bern innerhalb dieser sozialen Gruppe gezielt zu verbessern.

I Aline Buschauer*

Im Auftrag der Stadt Bern wird am IZFG derzeit die explorative Studie "Velofahren in der Stadt Bern unter einer Geschlechter- und Migrationsperspektive" durchgeführt. Um das Ziel "Velohauptstadt" zu erreichen und eine gerechtere sowie nachhaltigere Verkehrsplanung zu fördern, ist es der Stadt Bern wichtig, verschiedene soziale und bisher vernachlässigte Gruppen in die Veloförderung einzubeziehen. Studien zeigen, dass Geschlecht und Migrationsgeschichte wesentliche Einflussfaktoren für das Mobilitätsverhalten von Menschen sind (Hayhurst et al., 2022: Bicycles are really important for women! Exploring bicycles, gender and development in Nicaragua and Uganda / Ravensbergen, 2022: "I wouldn't take the risk of the attention, you know? Just a lone girl biking". Examining the gendered and classed embodied experiences of cycling). Diese Tendenz wird auch in der Stadt Bern in Bezug auf das Velofahren beobachtet, weswegen sich die Direktion für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün im Rahmen ihrer Veloförderungsstrategie konkret auf Frauen mit einer Migrationsgeschichte konzentriert. Die Studie untersucht daher die Motivatoren und Herausforderungen des Velofahrens bei dieser sozialen Gruppe, um Handlungsempfehlungen für die Veloförderung zu entwickeln und das Velofahren in dieser Zielgruppe zu stärken.

Zur Erhebung der Aspekte, die das Velofahren bei Frauen mit Migrationsgeschichte begünstigen oder erschweren, wird die Foto-Voice-Methode eingesetzt. Die Teilnehmerinnen erstellen im Vorfeld Fotos, die ihre persönlichen Motivatoren und Herausforderungen abbilden. Diese Fotos dienen als Grundlage für die semi-strukturierten Leitfadeninterviews. Die Kombination der Foto-Voice-Methode mit dem intersektionalen Ansatz ermöglicht ein umfassendes Verständnis der Einstellungen gegenüber dem Velofahren und des Verhaltens der Forschungsteilnehmerinnen.

Im Zeitraum von Juni bis August 2024 werden insgesamt 12 Foto-Voice-Interviews durchgeführt. Die Methode umfasst ein Vortreffen der Forschungsteilnehmerinnen und des Forschungsteams, das Foto-

grafieren von Motivatoren und Herausforderungen durch die Forschungsteilnehmerinnen über einen Zeitraum von ein bis zwei Wochen sowie ein etwa einstündiges Interview. Die Teilnehmerinnen definieren sich alle selbst als Frauen und haben eine Migrationsgeschichte in erster oder zweiter Generation. Sie wohnen in den Quartieren Bern West, Breitenrain, Länggasse und Wittikofen, und repräsentieren damit eine breite Vielfalt städtischer und sozialer Kontexte. Gerade wegen dieser Vielfalt ermöglichen die gemeinsamen Merkmale sinnvolle Vergleiche.

"Besonders die Sicherheit auf den Strassen in Bern und das mangelnde Wissen über Verkehrsregeln stellen Hindernisse für die Velonutzung im Alltag dar."

Die bisher durchgeführten Interviews geben erste Einblicke in die Motivatoren und Herausforderungen des Velofahrens der Teilnehmerinnen. Besonders die Sicherheit auf den Strassen in Bern und das mangelnde Wissen über Verkehrsregeln stellen Hindernisse für die Velonutzung im Alltag dar. Hingegen werden die Verbesserung der (mental)en Gesundheit und das mit dem Velofahren verbundene Freiheitsgefühl häufig als Motivation genannt. Alle Interviews zeigen, dass sowohl ein grosses Interesse am Velofahren als auch ein starkes Engagement bei der Teilnahme an den Interviews besteht. Aus den Gesprächen gehen zahlreiche Vorschläge für gezielte Massnahmen hervor, um die bestehenden Herausforderungen zu senken.

Nach Beendigung der Interviewphase Ende August, werden die Daten transkribiert, codiert und analysiert. Die Erkenntnisse aus der Analyse dieser Studie werden in Form eines Berichts zusammen mit den entstandenen Fotos der Foto-Voice-Methode präsentiert. Der Bericht wird konkrete Handlungsempfehlungen enthalten, um die identifizierten Herausforderungen anzugehen und das Velofahren in der untersuchten Zielgruppe zu fördern.

Eine Auswahl dieser durch die Foto-Voice-Methode entstandenen Bilder ist in diesem Heft abgebildet.

*Aline Buschauer, studiert Geographie und Sozialwissenschaften an der Universität Bern und ist Hilfsassistentin am IZFG.

Gender- und Diversitätsmonitoring in Kulturbetrieben

Wie steht es um das Geschlechterverhältnis in den Leitungen der Schweizer Kulturbetriebe? Wer steht bei Musikfestivals und im Theater auf der Bühne? Wer wird ausgestellt im Museum und wer liest im Literaturhaus? Gibt es auch im Kultursektor einen Gender Pay Gap und wie genau sieht dieser aus? Um auf diese und weitere Fragen in Zukunft präzise Aussagen treffen zu können, wird am IZFG ein Erhebungssystem für Gender-Indikatoren in Kulturbetrieben und ein darauf basierendes Reporting entwickelt.

I Diana Baumgarten*, Wara Ugarte** und Andrea Zimmermann***

Das Projekt "Gender- und Diversitätsmonitoring in Kulturbetrieben" ist ein Kooperationsprojekt von Pro Helvetia, dem Swiss Center for Social Research und dem IZFG in Zusammenarbeit mit der Stadt Lausanne, der Stadt Thun, dem Kanton Basel-Stadt, dem Kanton Genf und dem Kanton Tessin (Laufzeit: 2022-2024). Gemeinsam mit 16 Betrieben erprobt das Projekt, welche Daten auf welche Weise regelmässig erhoben werden können. Dies mit dem Ziel, Entwicklungen im Hinblick auf Chancengleichheit in Schweizer Kulturbetrieben zu beobachten und gezielte Fördermassnahmen zu entwickeln. Das Kooperationsprojekt knüpft dabei an die Vorstudie "Geschlechterverhältnisse im Schweizer Kulturbetrieb" an, die 2018 bis 2021 durchgeführt wurde. Im Rahmen der Vorstudie wurde deutlich, dass in der Schweiz bis heute nicht nur Statistiken, sondern überhaupt Instrumente zur Erfassung von Daten zu Geschlecht und Diversität im Kulturbetrieb fehlen. Weiter zeigte sich anhand der exemplarisch erhobenen Daten über verschiedene Sparten hinweg, dass die strategischen und operativen Leitungen in Schweizer Kulturbetrieben von einer ausgeprägten vertikalen wie horizontalen Geschlechtersegregation gekennzeichnet sind. Wie auch in anderen Bereichen der Berufswelt, sind Frauen in strategischen Leitungen der Kulturbetriebe – also dort, wo die langfristige, inhaltliche Ausrichtung einer Institution entschieden wird – bislang untervertreten sind. Frauen sind im Schweizer Kulturbetrieb vor allem auf operativer Ebene und in zugeordneten Positionen tätig.

Wozu ein Gender- und Diversitätsmonitoring?

Aus der aktuellen Kulturpolitik des Bundes geht hervor, dass eine angemessene Vertretung der Geschlechter in allen relevanten Bereichen im Schweizer Kulturbetrieb angestrebt wird. Um den konkreten Handlungsbedarf genauer bestimmen zu können, sind in der Kulturbotschaft 2021-2024 Gelder für vertiefte statistische Erhebungen vorgesehen. Das Projekt Gender- und Diversitätsmonitoring in Kulturbetrieben entwickelt daher gemeinsam mit ausgewählten Kulturbetrieben aus der deutsch-, französisch- sowie italienischsprachigen Schweiz ein Erhebungsinstrument für Daten zu Geschlechterverhältnissen. Die involvierten Kulturbetriebe werden bei der Implementierung einer regelmässigen Erhebung von Gender-Indikatoren sowie im Hinblick auf die Entwicklung möglicher Massnah-

men beraten. Darüber hinaus wird der Einbezug weiterer Diversitätskategorien für künftige Erhebungen vorbereitet. Ein solches Monitoring soll Kulturbetriebe dazu befähigen, geschlechter- und diversitätsrelevante Aspekte in ihren Strukturen und Programmen zu erkennen. Es gibt Kulturbetrieben Parameter für die interne Überprüfung an die Hand und ermöglicht der Kulturförderung die Beobachtung von Entwicklungen. Auf diese Weise kann ein Monitoring auch gezielte Massnahmen zur Erhöhung der Chancengleichheit begleiten und ermöglichen, diese auf Wirksamkeit zu überprüfen.

Daten auf Betriebs- und Mitarbeitende-ebene und Programmgestaltung

Das Monitoring sieht zum einen vor, Daten auf Betriebsebene zu erfassen. Dies umfasst Informationen zu Rechtsform und Budget des Betriebs, zur Programmgestaltung, sowie zu betrieblichen Massnahmen im Bereich Chancengleichheit. Zum anderen zielt das Monitoring darauf ab, Daten zur Zusammensetzung der Mitarbeitenden zu sammeln. Hier interessiert in erster Linie die Geschlechterverteilung, aber zum Beispiel auch Alter und Nationalität, neben Anstellungsverhältnissen, Funktionen sowie Bildungshintergründe. Neben der Entwicklung der quantitativen Instrumente wurden in der jetzigen Projektphase zudem vierzig Interviews und Fachgespräche geführt. Dies erlaubt einen genaueren Einblick in die derzeit zu beobachtende Suche nach neuen und machtsensibleren Leitungsstrukturen sowie die Frage nach wichtigen Kriterien für Programmentscheidungen. Den Fragen, was einen guten Führungsstil in einem Kulturbetrieb auszeichnet, was "gute Kunst" ausmacht und was diese Aspekte mit Gender zu tun haben, kann so im Zusammenspiel mit den quantitativen Einblicken weiter nachgegangen werden. Ergebnisse dazu werden zum Ende der derzeitigen Projektphase veröffentlicht.

*Dr. Diana Baumgarten ist Soziologin und Geschlechterforscherin am IZFG. Sie hat bereits an der Vorstudie mitgearbeitet und setzt sich insbesondere mit den Geschlechterverhältnissen in der Musik auseinander.

**Wara Ugarte, B.A., ist Grafikdesignerin und Masterstudentin in Gender Studies und Kunstgeschichte. Sie engagiert sich in verschiedenen Musikkulturprojekten und ist Hilfsassistentin im Projekt.

***Dr. Andrea Zimmermann ist Literaturwissenschaftlerin und Geschlechterforscherin. Lange Zeit war sie Post-Doc am Zentrum Gender Studies Basel und hat dort die Vorstudie geleitet. Seit Sommer 2022 leitet sie das Projekt am IZFG.

The Many Futures of Gender

For feminist researchers, oral history is an important method of inquiry. A new project uses it in order to investigate and treasure the history of feminist theory. The project is housed by the ICFG.

I Anukriti Dixit* and Patricia Purtschert**

Gender studies has emerged as a vibrant field of research and teaching in the past decades. This was accompanied by the transforming of founding texts into a canon of feminist and gender studies. In many universities across continents, introductions to gender studies courses have been created, and certain bodies of texts have been defined as "basics" or even "classics" of gender studies. Such a process is highly ambivalent within a field of research that is consistently dealing with the relations of power and knowledge not only with regard to academic knowledges but also in relation to its own formation. Many of the theoretical insights and concepts in gender studies have emerged in exchange with activists and social movements that dealt with gendered, sexual, racial, class or caste-based, and (de/post)colonial constellations. These manifold origins of feminist thoughts and the tendency to discipline them in the process of academic institutionalization raise crucial questions such as: What does it mean when texts that have been written in reaction to specific constellations turn into "classics" that are removed from their complicated creation history and, all of a sudden, seem to be of a timeless and placeless significance?

The oral history project starts at this point and sets up a space for dialogue and reflection with some of the feminists who helped create and shape gender studies in the past decades. It opens up conversations about their seminal work and what drove them to write it at the time. Who were they in conversation with? What were the specific historical and cultural circumstances to which their writing reacted and into which it intervened? Who helped them develop their thoughts, and in which ways can they be seen as the result of collective efforts? How was their work received, and what routes did it take afterwards? What do they see critically from hindsight, and how do they see the futures of feminist theory and gender studies? The protagonists are feminist thought leaders from different parts of the academic world and diverse disciplinary backgrounds, such as history, philosophy, anthropology, sociology, life sciences, political sciences, environment and ecology, and science and technology studies, among others.

The conversations with feminist scholars allow the problematizing of terms such as 'sex', 'gender', or 'intersectionality' and thus help us better understand the genealogy, achievements, and variety of arguments on central concepts of feminist research. Beyond this, the collective reflections have the poten-



tial to foster transnational alliances in times of rising authoritarianism, particularly with the present-day attacks, political backlash, and democratic backsliding with respect to 'gender' and feminism(s) in many places of the world. Further, the project seeks to provide a space for feminists of different generations to engage in critical thinking and with feminist traditions. We aim to preserve and learn collectively from historical struggles within feminist, decolonial, anti-racist, anti-caste, queer, and trans movements, amongst other important historical social movements. The project is rooted in oral history, philosophical exchange, and feminist traditions of collective thinking. For the project, we conduct extensive interviews online or in-person. Together with the scholars, the interview transcripts are reworked, complemented, and clarified until everyone agrees on a final version. The written conversation is supplemented with short clips of the audio or video recording and historical photo material. Finally, the interview is made available as a PDF on our project website. It can be downloaded, used, and cited for research, education, or activist purposes.

The oral history of feminist theory website will be launched in fall 2024 including five first interviews with Linda Martín Alcoff, Joan W. Scott, Donna Haraway, Margo Okazawa-Rey, and Ann L. Stoler. A second group of interviews planned with Anne Fausto-Sterling, Londa Schiebinger, Vandana Shiva and Chandra T. Mohanty will be uploaded later. After that, new interviews will be added gradually to the website www.oralhistoriesoffeministtheory.com.

*Dr. Anukriti Dixit is an advanced postdoctoral scholar and lecturer in the gender and policy studies discipline at the ICFG.

** Prof. Dr. Patricia Purtschert is a philosopher, professor of gender studies, and co-director of the ICFG.

Zwei Tagungen zum Thema Vielfalt und Schule (2024)

Viele junge Menschen sind an ihrer Schule selbstbewusst und sichtbar queer. Gleichzeitig erleben sie Diskriminierung und soziale Ausgrenzung und es fehlt an LGBTQ+ spezifischen Unterstützungsangeboten und Ressourcen. Deshalb sind sie auf offene Schulkulturen und sensibilisierte Lehrpersonen, Schulleitungen und Schulmitarbeitende angewiesen.

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Schulsetting

Basics zu LGBTQ+ und Schule (kostenlos)

Mittwoch, 6. November 2024, 13:15 bis 17:15 Uhr
PH Zürich, Lagerstrasse 2, 8090 Zürich,
Hauptgebäude, LAA-K020

Die Tagung richtet sich an interessierte Personen (mit oder ohne Vorkenntnisse im Bereich sexuelle und geschlechtliche Vielfalt), die im Schulsetting (Fokus: Sek I/II) tätig sind.

Weitere Infos und Anmeldung:
Anmeldefrist: 27. Oktober 2024



Du möchtest nicht nur Halbwissen zum Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt haben und LGBTQ+ Jugendliche unterstützen? Diese Tagung ist wie gemacht für dich! Wir bieten Einblick in aktuelle Forschungs- und Praxisprojekte, stellen neue Unterrichtsmaterialien zum Thema vor und bieten dir eine Weiterbildung zum Thema LGBTQ+ mit Fokus auf Schüler*innen der Sek I/II.

Organisiert vom Projekt SOGUS (PH Zürich, PHBern und IZFG der Universität Bern), mit finanzieller Unterstützung der Stiftung Mercator Schweiz.



Schulkulturen schaffen für LGBTQ+ Jugendliche

Vertiefung zu LGBTQ+ und Schule
(Tagungsbeiträge: 50, 100 oder 200 CHF)

Samstag, 7. Dezember 2024, 9:00 bis 15:00 Uhr
PROGR Bern, Waisenhausplatz 30, 3011 Bern

Die Tagung richtet sich an Lehrpersonen, Schulleitungen und Mitarbeitende der Tagesstruktur.

Weitere Infos und Anmeldung:



Das Grundlagenwissen zu queeren Jugendlichen hast du bereits zusammen – und nun möchtest du eine queerfreundliche Schulkultur schaffen? Mit dieser Tagung blicken wir auf aktuelle Forschungsprojekte, diskutieren Ansätze zur Transformation der Schulkultur und lassen queere Schüler*innen zu Wort kommen. An Workshops vertiefen wir die Inputs und tauschen unsere Erfahrungen aus.

Organisiert von der Milchjugend, du-bist-du und Pink Cross als Teil des Projekts LehrplanQ.

Vision, Neugierde und Eigensinn

Ein Gedenktext an die erste Leiterin des IZFG, Brigitte Schnegg (1953-2014), zu ihrem zehnten Todestag.

I Christa Binswanger*, Lilian Fankhauser** und Monika Hofmann***



Brigittes Begeisterung – wie alles begann

Brigitte Schnegg wurde 2001 als Leiterin des neu gegründeten Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IZFG) der Universität Bern eingesetzt. Das IZFG gehörte damals zusammen mit der Einrichtung des Lehrstuhls von Andrea Maihofer an der Universität Basel zu den ersten Schweizer Zentren für Geschlechterforschung. Den Einfall dazu hatte die Weggefährtin von Brigitte Schnegg, Barbara Lischetti, die damalige Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bern. Sie überzeugte mit der Unterstützung verbündeter Professorinnen die Universitätsleitung davon, die "Kopfprämien", die die Universität für jede neu berufene Professorin vom Bund bekam, in die institutionelle Verankerung des IZFG zu investieren. Das IZFG war von Beginn an als gesamtuniversitäre Einheit mit einer innovativen interdisziplinären

Ausrichtung konzipiert – und ist bis heute als interdisziplinäres Forschungszentrum ein fester Bestandteil der Universität Bern. Das "Zentrum" startete 2001 mit einer Leitungsstelle und einer Teilzeit-Sekretariatsstelle – besetzt durch Brigitte Schnegg und Lilian Fankhauser – und war mit einem winzigen Büro und minimalen finanziellen Ressourcen ausgestattet. Mit

"Mit unbeschreiblichem Engagement und beachtlichem strategischem Talent trieb Brigitte ihre grosse Vision voran: ein Kompetenzzentrum für Frauen- und Geschlechterforschung aufzubauen."

unbeschreiblichem Engagement und beachtlichem strategischem Talent trieb Brigitte ihre grosse Vision voran: Ein Kompetenzzentrum für Frauen- und Geschlechterforschung aufzubauen, mit Lehrangeboten für Studierende und Doktorierende, und vor allem natürlich mit einem Forschungsoutput, der einen Beitrag zur Transformation der Geschlechterverhältnisse in unserer Gesellschaft leisten würde.

Aus dieser Vision resultierten diverse Projekte und

Kooperationen, die das IZFG in den ersten 13 Jahren unter ihrer Leitung aufbaute. Zum anfänglichen Zweier-Team gesellten sich bald weitere Kolleg*innen, so auch Christa Binswanger, welche die Leitung des interdisziplinären Graduiertenkollegs übernahm. Der Aufbau des Master Minors in Gender Studies auf Masterstufe war der nächste Streich, der Brigitte und dem Beirat des IZFG gelang. Als Dozentin für Geschichte lag ihr die Lehre

besonders am Herzen – ebenso wie die Geschlechterforschung auf nationaler Ebene. So engagierte sie sich für Forschungsgelder im Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte und baute zusammen mit Kolleg*innen der Gender Studies das Netzwerk Gender Studies Schweiz auf. Ein wichtiger Zweig des IZFG war zudem von Beginn an die Mandatsfor-

schung. Geschickt etablierte Brigitte ihr Netzwerk in "Bundesbern", bot die Expertise des IZFG an und legte den Grundstein für eine jahrelange Zusammenarbeit mit der DEZA und anderen Institutionen im Bereich "Gender and Development", aus der auch ein Nachdiplomstudiengang resultierte.

In diesen ersten Jahren, dieser Pionierinnenzeit, hat Brigitte zusammen mit dem kleinen Team, dem interdisziplinären wissenschaftlichen Beirat und einem stabilen nationalen Netzwerk den Grundstein des heutigen IZFG gelegt. Diese Jahre waren geprägt von Brigittes Kampfgeist und von ihrer Fähigkeit, die Menschen um sich herum zu begeistern und anzuspornen. Das Arbeitsumfeld knisterte vor Engagement und die gemeinsamen Mittagessen mit den Mitarbeitenden und Doktorierenden bleiben in ihrem fast schon familiären Rahmen bis heute als einzigartig in Erinnerung.

Keine Angst vor Eigensinn

Im Jahr 2003 stiess Christa Binswanger als Koordinatorin des Graduiertenkollegs Gender Studies zum IZFG-Team dazu. Die Gender-Graduiertenkollegs dienten damals der Institutionalisierung der Geschlechterforschung an den Schweizer Universitäten. Bereits das erste Kolleg, das 2002 im Rahmen der Bundesgelder zur Institutionalisierung der Geschlechterforschung in der Schweiz durchgeführt wurde, setzte sich aus einer engagierten Gruppe Doktorierender zusammen, die von Brigitte und dem Beirat sorgfältig ausgewählt worden waren. Das Kolleg begleitete diese Gruppe im wissenschaftlichen Prozess der Erarbeitung ihrer Doktorarbeiten. Das Programm war intensiv, die zur Verfügung stehenden Mittel wurden neben Stipendien dafür eingesetzt, den sehr unterschiedlichen disziplinären Perspektiven eine möglichst gute theoretische Einbettung in die Geschlechterforschung zu bieten, Expert*innen einzuladen und dabei auch den Schreibprozess und das Peer-Feedback der Gruppe zu fördern. Brigittes exzellente Vernetzung

im Feld der Geschlechterforschung ermöglichte die Gestaltung eines hochkarätigen Programms für die Graduierten. Auch der Beirat des IZFG arbeitete sehr engagiert mit. Brigitte besass die höchst beeindruckende Begabung, sich auf unterschiedliche Denkweisen und Fragestellungen einzulassen, ein kluges, konstruktives Feedback zu geben und auch strategische Überlegungen in einen Forschungsprozess einzubringen. Sie brachte eine grosse Begeisterungsfähigkeit für die Themen der jungen Forscher*innen mit, liess sich sehr verbindlich auf die verschiedenen Themen der Doktorierenden ein und hatte auch immer ein offenes Ohr für persönliche Belange. Sie setzte mit dem Graduiertenkolleg ein Zeichen dafür, dass die Doktoratsbetreuung an den Universitäten verbessert werden sollte und konnte – damals war die systematische Einbindung Doktorierender in eine Programmstruktur noch die Ausnahme. Das IZFG leistete hier Pionierinnenarbeit.

Dass überproportional viele weibliche Doktorierende am ersten wie auch an den nachfolgenden Kollegs teilnahmen, hat sich im Nachhinein als eine effektive – wenn auch nicht unbedingt so geplante – Massnahme der Frauenförderung auf Stufe Doktorat entpuppt. Die grosse Mehrheit der Teilnehmenden konnte sich später etablieren – an Universitäten, Fachhochschulen oder auch in

"Die ersten Jahre des IZFG waren geprägt von Brigittes Kampfgeist und von ihrer Fähigkeit, die Menschen um sich herum zu begeistern und anzuspornen."

der Politikberatung. Die Forschungstätigkeiten der Doktorierenden am IZFG wurden schweizweit zu einem wesentlichen Element des Wissensaufbaus der Gender Studies. Die Doktorierenden und ihre betreuenden Beiratsmitglieder förderten die inhaltliche Vernetzung in verschiedene Fachbereiche, den interdisziplinären Austausch und den Kompetenzerwerb der interdisziplinären Kommunikation. Brigitte hat die Forschenden dabei immer unterstützt, auch dem Eigensinn der Akteur*innen, die beforscht wurden, Aufmerksamkeit zu schenken und unerwartete Ergebnisse wertzuschätzen, aus ihnen zu lernen und so die eigenen Denkmuster reflexiv zu öffnen. Die intersektionale Verbindung von unterschied-

lichen gesellschaftlichen Positionierungen zu reflektieren wie auch die Fähigkeit, über eigene disziplinäre Grenzen zuzuhören und sich verständlich zu machen, sind Kompetenzen, die Brigitte vielen mit auf den Weg gegeben hat.

Die Vision lebt weiter

Nach dem plötzlichen Tod von Brigitte Schnegg am 29. März 2014 war nicht nur die Führung, sondern auch die inhaltliche Ausrichtung des IZFG ungewiss. Doch die Universitätsleitung – namentlich Doris Wastl-Walter als Vizerektorin – setzte sich dezidiert dafür ein, dass die thematischen, theoretischen und methodischen Schwerpunkte des IZFG in der ganzen Breite, wie sie Brigitte Schnegg aufgebaut hatte, weitergeführt wurden. So wurden schliesslich Michèle Amacker und Patricia Purtschert als neues Leitungsduo gewählt und übernahmen im Februar 2016 die Co-Leitung des Zentrums. Heute, zehn Jahre nach dem Tod von Brigitte, arbeiten am IZFG über 40 Mitarbeitende, die mit ihren sehr unterschiedlichen disziplinären Hintergründen die Interdisziplinarität am IZFG abbilden. Das Zentrum engagiert sich immer noch stark in der Lehre – im Doktoratsprogramm sind momentan 44 Teilnehmende angemeldet –, und der Forschungsbereich setzt sich weiterhin aus Grundlagen- und Mandatsforschung zusammen. Die Vision Brigittes, dass das IZFG Forschungs-Outputs leistet, die zur Transformation der Geschlechterverhältnisse in unserer Gesellschaft beitragen oder diese Transformation historisch beleuchten, ist auch unter der neuen Leitung bis heute in diversen Projekten spürbar: So zum Beispiel im SNF-Projekt "Ein gemeinsamer Raum – Unerzählte Schweizer Frauengeschichte(n)", welches die Zugänge von Frauen zu historisch männlich besetzten Räumen erforscht. Oder auch im Forschungs- und Wissenstransferprojekt "SOGUS – Sexuelle Orientierung Geschlecht und Schule", in

"Dieser Fokus auf den Wissenstransfer, der kritisches Wissen wieder in die Gesellschaft zurück kommuniziert, ist ein Erbe von Brigitte Schnegg und wird bis heute am IZFG gepflegt."

dem das Wohlbefinden von LGBTQ+ Jugendlichen in Deutschschweizer Schulen erforscht wurde und nun im Praxisteil niederschwellige und kostenlose Schulmaterialien aufbereitet werden. Dieser Fokus auf den Wissenstransfer, der kritisches Wissen wieder in die Gesellschaft zurück kommuniziert, ist ein Erbe von Brigitte Schnegg und wird bis heute am

IZFG gepflegt. So hatte Brigitte den Einfall für die App "Women's Human Rights", die gemeinsam mit dem Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) realisiert wurde, bis heute am IZFG angesiedelt ist und laufend inhaltlich erweitert wird. Das Flair und die Neugierde für Neues und Unbekanntes sowie die Technikaffinität von Brigitte führten zur Idee eines Serious Games, eines elektronischen Lernspiels, im Feld der gender-sensiblen Berufsorientierung für Jugend-

liche. Nach Brigittes Tod hat ein Team um Monika Hofmann diese Idee weiterverfolgt, das Projekt "like2be" realisiert und kürzlich mit der Finanzhilfe des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Mann und Frau (EBG) das elektronische Lernspiel wie auch das didaktische Begleitmaterial überarbeitet. Um mit den Worten Brigittes aus einem Interview von 2013 zu enden: "Der Wissenstransfer in die Öffentlichkeit respektive der Dialog mit der Zivilgesellschaft waren und sind uns ein grosses Anliegen."

*Prof. Dr. Christa Binswanger koordinierte von 2003 bis 2009 zwei Graduiertenkollegs am IZFG. Heute ist sie Professorin und ständige Dozentin an der Universität St. Gallen und Leiterin des Fachbereichs Gender und Diversity sowie Co-Präsidentin des Think Tank "Gender & Diversity".

**Lilian Fankhauser, lic. phil., war von 2001 bis 2013 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG tätig. Danach leitete sie zusammen mit Claudia Willen die Abteilung für Chancengleichheit an der Universität Bern und seit kurzem ist sie Leiterin der Beratungsstelle Opferhilfe im Kanton Solothurn.

***Monika Hofmann, M.A., war von 2008 bis 2012 Hilfsassistentin von Brigitte Schnegg und Lilian Fankhauser und arbeitet seit 2013 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG in den Bereichen Lehre, Forschung, Wissenstransfer und Öffentlichkeitsarbeit.

Master Minor Gender Studies

Der Master Minor Gender Studies ist ein interdisziplinärer Minor, der von Studierenden aus allen Fakultäten ohne Vorkenntnisse besucht werden kann. In jedem Frühjahrssemester findet eine öffentliche Ringvorlesung zu einem aktuellen Thema der Geschlechterforschung statt, die für alle Interessierten offen ist. Die laufenden Lehrveranstaltungen des Master Minor Gender Studies finden Sie unter: www.izfg.unibe.ch > Studium > Master Minor > Lehrveranstaltungen.

Save the Date: 9. Dezember 2024, "Wohin mit Gender Studies? Berufsperspektiven"

Diese Veranstaltung bietet die Möglichkeit, spannende Einblicke in die vielfältigen beruflichen Werdegänge ehemaliger Studierender der Gender Studies zu erhalten. Drei inspirierende Alumnae*innen werden über ihre Erfahrungen berichten und reflektieren, wie ihr Studium ihren beruflichen Werdegang beeinflusst hat.

Unsere Gastredner*innen werden ihre persönlichen Geschichten erzählen und aufzeigen, wie sie ihre im Studium erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten in unterschiedlichen Berufsfeldern eingesetzt haben.

Montag, 09. Dezember, 17.30 bis 19 Uhr,
mit anschliessendem Apéro,
Unitobler, F-111

Call for Participation: Work in Progress Gender Studies 2025

Seit Jahren bietet das IZFG für Forschende und Interessierte der Gender Studies die Veranstaltung "Work in Progress Gender Studies" an, in deren Rahmen wissenschaftliche wie auch künstlerische Arbeiten präsentiert und diskutiert werden können. Der Work in Progress ist interdisziplinär und richtet sich an interessierte Studierende und Forschende aller Disziplinen sowie an Personen, die innerhalb und ausserhalb der Universität wissenschaftlich oder künstlerisch zu Gender-Themen arbeiten.

Der nächste Work in Progress findet im Frühjahrssemester 2025 statt. Die Ausschreibung wird Anfang 2025 auf der Website www.izfg.unibe.ch > Studium > Master Minor > Work in Progress zu finden sein.

Graduate School Gender Studies

Die Graduate School Gender Studies richtet sich an engagierte Doktorierende der Universität Bern, welche sich im Rahmen ihrer Dissertation mit der Analysekatgorie Geschlecht befassen und/oder feministische/intersektionale Ansätze als zentrale Perspektive ihres Forschungsvorhabens ausweisen und an einem interdisziplinären Austausch interessiert sind. Doktorierende aus allen Fakultäten sind willkommen!

Die Graduate School Gender Studies ist eine Zusatzqualifikation zur Dissertation. Sie umfasst 18 ECTS-Punkte und wird mit dem Diploma Supplement Gender Studies abgeschlossen.

Wer teilnehmen kann

- Doktorierende der Universität Bern
- Visiting Fellows (PostDocs Universität Bern oder Doktorierende/Postdocs an anderen Universitäten im In- oder Ausland)

Termine

Ausserterminliche Bewerbungsfrist für
Einstieg FS25: 31. Oktober 2024
Reguläre Bewerbungsfrist für
Einstieg HS25: 30. April 2025

Kontakt und Information

Dr. Tina Büchler
tina.buechler@unibe.ch
+41 31 684 46 78



Ich studiere Gender Studies!

Frédéric Mader studiert im Master Zeitgeschichte und Gender Studies an den Universitäten Bern und Zürich. Mader ist im Co-Präsidium des Transgendernetwork Switzerland.

In einer Gesellschaft wie der Schweiz, in welcher die Binarität von Geschlecht so dominant ist, stellte ich mir immer wieder die Frage: Wer hat eigentlich die Deutungshoheit über Geschlecht?

Spätestens seit Nemos Gewinn des Eurovision Song Contest (ESC) wurde einer breiten Öffentlichkeit klar, dass Geschlecht in der Schweiz keine freie Kategorie ist, sondern klar definierte Grenzen hat. Als trans non-binäre Person betrifft mich diese Unfreiheit direkt, denn ich kann mein Unbehagen, mein Nicht-dazu-Gehören zwar äussern, offiziell anerkannt wird es aber nicht. Die Freiheit, das eigene Geschlecht als selbstverständlich anzunehmen, wird mir genommen. Zugleich gab es während meinem Aufwachsen wenig Hilfestellungen, keine Klarheit wie wir trans Menschen Geschlecht leben sollen. Wo sollen wir nach Orientierung suchen?

Die Schweizer Geschichtsschreibung ignorierte bis anhin nicht-normative Geschlechtsidentitäten, und Bildungsinstitutionen boten keine Hilfestellungen. Auch die Wissenschaft vergisst häufig, wie sie durch Geschlecht geprägt ist. Meine Orientierung fand ich bei der trans Community: Wie ich mein Geschlecht erkunden, welchen Ausdruck ich für mich finden kann und wo ich wissen über meine Geschichte finde. Die Kategorie Geschlecht durfte ich dort für mich entdecken. Trans Identitäten zeigen viele Dimensionen der Macht von Geschlecht: Wer mit der eigenen Geschlechtlichkeit konfrontiert wird, wer Geschlecht definieren darf und welches Wissen über das eigene Geschlecht besteht.

Das Unbehagen und die damit einhergehenden Fragen, welche ich während meiner Jugend spürte, konnte ich damals nicht beantworten. Es fehlte Wissen und es fehlte der Zugang. Dank dem unermüdlichen Aktivismus vieler trans Menschen und Feminist*innen stehen wir heute an einem anderen Punkt – und trotzdem: Es bleibt viel zu tun! Aktivistische Perspektiven und aktivistisches Wissen muss mehr Einzug erhalten in die wissenschaftliche Arbeit. Geschichten, die unter den Tisch gekehrt wurden, müssen erzählt werden und es muss nicht nur Wissen, sondern auch bessere Zugänglichkeit zu bereits existierendem Wissen geschaffen werden. Die Grenzen, die ich auf der Suche nach Worten für mein Dasein spürte, motivierten mich dazu, aktiv zu

werden, mich zu engagieren. Nicht nur im Rahmen von Vereinen oder Organisationen, sondern insbesondere auch im Rahmen des Studiums. Gender Studies zu studieren bedeutet für mich nicht einzig Geschlechterkategorien zu analysieren und hinterfragen. Es heisst zu fragen, wer Fragen stellen darf und wer Deutungshoheiten besitzt und es bedeutet insbesondere zuzuhören und eine Vielzahl von Menschen und Perspektiven miteinzubeziehen.



Governing Public Spaces and Informality Towards Sustainability in Ghana

On why understanding informality may be a sustainable governance approach to manage public spaces and informal work in global south cities. A dissertation project funded by the Swiss Government Excellence Scholarship 2022, at the Graduate School Gender Studies of the ICFG.

I Philipa Birago Akuoko*

Public spaces in global south cities are undergoing physical infrastructure transformation and redevelopment through public policy recommendations. The redevelopment of public spaces often leads to the relocation, demolishing, and eviction of informality in cities. In sub-Saharan Africa, most urban dwellers occupy public spaces where they engage in diverse informal activities. Women make up 92 per cent of the workforce in the informal economy in sub-Saharan African cities, while the informal economy accounts for over 90 per cent of the total urban economy.¹ The World Bank estimates that the informal economy contributes about 30 per cent of the region's gross domestic product.

The government of Ghana, in response to the Millennium Development Goals (MDGs) and Sustainable Development Goals (SDGs), established the National Urban Policy Framework and Action Plan, which will become the Land Use and Spatial Planning Act of 2016 (Act 925) to transform urban Ghana along with the pre-existing National Development Planning (Systems) Act 1994 (Act 479). Over the last three decades, a rampant redevelopment has negatively affected most informal workers in public spaces and garnered reactions from these workers.² The resultant effect is that actors challenge property rights and constantly question the access and use of other users of public spaces in cities. Affected informal workers, mostly women, demonstrate agency in varying ways, such as threatening naked public demonstrations, which are considered the highest form of resistance in most Ghanaian cultures, and media engagement with radio and television stations. These reactions have led to diverse conflicts and contestations in cities.

To advance the research, I adopt a new institutionalist approach to understand the rules in force³ comprising formal and informal institutions shaping urban development in Ghana. Building on this approach, I consider that actors strategically influence the institutions, determining their room for manoeuvre. Further, I acknowledge the role of power in all its different forms, which shapes actors' interactions. I turn to political ecology⁴ and feminist political ecology⁵ to inform on power relations and gendered differences in knowledge, access, and activism in the use and governance of public spaces in cities. To attain this objective, I employ two Ghanaian cities, Accra and Kumasi, as case studies in a quali-

tative enquiry. I spent 12 weeks in both cities and conducted 40 semi-structured interviews with four focused group discussions. My respondents included state and local government planning officers, customary authorities and informal workers. More concretely, I asked the following questions: What rules regulate the use of public spaces and their redevelopment? How do people legitimise their use of public spaces and/or their redevelopment? How does redevelopment affect the livelihood of women working in public spaces?

My findings demonstrate that public spaces are governed by plural institutions ranging from statutory to customary laws. Informal workers legitimise their access and use of public spaces by choosing the rules that best suit their interests through institution shopping. They selectively activate statutory and customary rules to form localised regulatory arrangements in accessing and using public spaces. Yet, the redevelopment policies implemented by the state and local government neglect the influence of customary institutions and authorities and the localised regulatory arrangements that govern informal workers in these public spaces. The result is heightened inequalities that negatively impact the livelihoods of women differently.

¹Bonnet, Florence/Vanek, Joann/Chen, Martha: Women and men in the informal economy. A statistical brief, Geneva 2019, p. 22.

²Akuoko, Philipa Birago/Amoako, Clifford/Owusu-Ansah, Justice Kuffuor: Compliance, resistance and innovations. Reflections of informal traders' responses to Kejetia redevelopment in central Kumasi, Ghana, in: *African Geographical Review* 41.4 (2022), p. 452-467.

³North, Douglass C.: *Institutions, institutional change and economic performance*, Cambridge 1990.

⁴Haller, Tobias: Towards a new institutional political ecology. How to marry external effects, institutional change and the role of power and ideology in commons studies, in: Haller, Tobias et al. (ed.): *The Commons in a global world. Global Connections and Local Responses*, London 2019, p. 90-120.

⁵Elmhirst, Rebecca: Feminist political ecologies. Situated perspectives, emerging engagements, in: *Ecologia Politica* 54 (2018), p. 1-10.

*Philipa Birago Akuoko is a PhD candidate in the Political Urbanism and Sustainable Spatial Development unit of the Institute of Geography at the University of Bern.

Bridging Feminism and Climate Science: "We want climate science to pursue social justice."

At first glance, feminist theory and computer simulations for climate predictions appear to be two areas with little in common. However, Prof. Dr. Julie Jebeile challenges this notion. The philosopher and physicist's groundbreaking research investigates climate change adaptation strategies from a feminist perspective, bridging the seemingly disparate fields of feminist epistemology and climate science.

I Valeria Pisani*

Climate science investigates climate change and aims to inform mitigation and adaptation policies to prepare to global warming. The consequences of climate change emphasise and exacerbate existing social inequalities and power relations, which also persist in the scientific field. In her current research, Julie Jebeile uses feminist epistemology to critically question the power relations that characterise the production and communication of knowledge concerning adaptation strategies to global warming. "I started to read feminist epistemology in parallel to the usual philosophical literature on climate science, and at some point, I discovered that it is the most adapted epistemology to deal with these problems. Feminist epistemology tackles the epistemological and the ethical dimension of knowledge production." The aim is to investigate how climate adaptation measures can be more equitably analysed, designed, and communicated to different actors. Alternative climate modelling approaches, as well as Indigenous and local knowledge, are being investigated to broaden previous perspectives on climate change and to reduce so-called "epistemic injustice", which means the disregard or devaluation of perspectives in scientific discourse and inequalities in access to knowledge.

As versatile and transdisciplinary as her research is, Julie Jebeile's profile and career are just as multifaceted and unconventional. Before turning to philosophy, she completed a master's in engineering and physics at the Institut National Polytechnique de Grenoble in France. Then, she worked as an engineer in nuclear energy, carrying out computer simulations for safety tests. Despite her fascination with atomic physics and the prospect of a secure career, Jebeile quickly realised that this work was not her calling. The repetitive and constrained work with little creative space was not fulfilling for her. The growing dissatisfaction prompted Jebeile to make a change. She considered two options: a trip to Cambodia or to study philosophy.

The decision to go back to university and pursue her passion for philosophy was not easy as philosophy was not a very common reconversion for scientists and was risky career-wise. This decision needed a confirmatory sign: "A colleague and good friend of mine did a tarot card reading with me at lunch. She told me, 'You cannot go to Cambodia'. So, the only option was to do a master's in philosophy!" Thus, Jebeile started her second studies at the Université Panthéon-Sorbonne in Paris. In 2013, Jebeile comple-



ted her doctorate in philosophy on epistemological challenges related to scientific models at the Institut d'histoire et de philosophie des sciences et des techniques.

Jebeile then spent nine years as a postdoc at various universities in France and Belgium and, from 2019 to 2022, at the University of Bern at the Institute of Philosophy and the Oeschger Centre for Climate Change Research. This period, while fulfilling, was also associated with uncertainty: "When you have such a hybrid start, it is not easy to find a position in academia. I have been interviewed and ranked second many times. I was told it was due to my unconventional trajectory." Enduring this challenging time has paid off: In 2023, Jebeile secured a permanent position as a CNRS researcher at the CNRM (Centre National de Recherches Météorologiques) in France. At the same time, her proposal for an SNSF PRIMA grant was approved. She is now on leave from her CNRS position and has returned to the University of Bern to begin her five-year SNSF grant as of January 2024.

Jebeile particularly looks forward to scientific collaborations with colleagues from different disciplines. Contemplating transdisciplinary and feminist research, she says: "It is a complex process. It requires humility, taking distance from your own discipline, and it takes time. Transdisciplinary expertise is not already there but something we have to create." However, she emphasises that this is worthwhile. "We want climate science to pursue a value or an ideal of social justice, and we want this knowledge to be applicable to all human needs."

*Valeria Pisani, B.A., studies Sociology at the University of Bern and is a student assistant at the ICFG.

Die Bedeutung von "Non-Events" im Hochschulkontext

Seit vier Jahren setzt sich die "Better Science Initiative" für eine chancengerechte Wissenschaftskultur ein. Zehn Handlungsaufforderungen dienen Hochschulangehörigen als Ausgangspunkt, sich für Fairness und Diversität in der Forschung, Lehre und der wissenschaftlichen Zusammenarbeit einzusetzen. Die jüngste Veranstaltung im Rahmen der Initiative nahm das Phänomen des sogenannten "Non-Events" in den Fokus.

| Joel Schaad*

An der Veranstaltung "Fixing Academia: Towards a Culture of Collaboration" gab Prof. Liisa Husu (Örebro University) einer Form von Sexismus einen Namen, die schwierig zu fassen ist: Non-Events. Ein Nicht-Ereignis ist etwas, was nicht passiert – und gerade dadurch Wirkung zeigt. Einzeln betrachtet mögen diese Nicht-Ereignisse unbedeutend sein, aber die Auswirkungen auf die Karriere von Frauen sind enorm. Daher sei es wichtig, das Bewusstsein dafür zu schärfen, so Husu.

Husu beschreibt mit den Non-Events subtile Formen von Sexismus in der Wissenschaft, die sich durch unterschiedliche Mechanismen und in verschiedenen "Arenen" zeigen können: Frauen werden übergangen, ignoriert, nicht unterstützt, nicht gefragt, nicht mitgedacht, unsichtbar gemacht und marginalisiert: Nicht für einen wichtigen wissenschaftlichen Preis in Betracht gezogen werden; nicht in Netzwerke und Forschungsgruppen aufgenommen werden; auf den Powerpoint-Folien vergessen werden, nicht ermutigt werden, sich auf einen Grant zu bewerben oder nicht gefragt werden für die Teilnahme an einer Podiumsdiskussion – das alles sind Non-Events, von denen Frauen berichten. Sie werden marginalisiert, indem sie etwa in Berufungskommissionen untervertreten sind, oder werden weniger zitiert, weil Männer die Resultate von Frauen schlicht vergessen.

Gerade weil Non-Events nicht passieren, sind sie so schwer zu erkennen. Wissenschaftler*innen, die von solchen Nicht-Ereignissen betroffen sind, berichten, dass sie erst Jahre nach einem Non-Event dessen Tragweite realisiert hätten. Nichtsdestotrotz tragen diese fortwährenden Ausschlüsse schlussendlich zur *leaky pipeline* bei – dem Fakt, dass trotz einer steigenden Anzahl von Frauen mit Hochschulabschluss, der Frauenanteil bei steigender akademischer Position sinkt.

Non-Events thematisieren, Lücken schliessen

Auf dem Podium nach dem Vortrag diskutierten Dr. Andrea Zimmermann (IZFG) und Dr. Sebastian Berger (Institut für Organisation und Personal) zusammen mit Prof. Dr. Liisa Husu Möglichkeiten, wie Non-Events entgegengewirkt werden kann. Als erster Schritt sei eine Sensibilisierung nötig: Indem Erfahrungen geteilt werden, können Non-Events sichtbar gemacht werden. Wenn das Konzept in Mentoring-Programmen und Leadership-Trainings



aufgenommen wird, kann bei Schlüsselpersonen die Awareness gesteigert werden. Überall dort, wo Führungskräfte Personen betreuen, ermutigen und anstellen, die ihnen ähnlich sind, besteht das Risiko von Ausschlüssen. Auf diese Tendenz der sogenannten "homosozialen Reproduktion" sei ein besonderes Augenmerk zu legen, so Zimmermann. So können gegenderte Netzwerke entstehen, die zwar keine offene Diskriminierung darstellen, es aber Frauen deutlich erschweren, eine wissenschaftliche Karriere zu verfolgen. Dabei komme gerade Männern eine wichtige Rolle zu, so Berger. Indem sie sich untereinander über diese Themen austauschen, könne eine Reflexion und Sensibilisierung stattfinden.

Diversitätsbewusste Zusammenarbeit

Eine neue Hochschulkultur beginnt sowohl auf der individuellen Ebene wie auch auf der Ebene des Hochschulsystems. Better Science hat zum Ziel, dass sich alle Hochschulangehörigen mit einer diversitätsbewussten Wissenschafts- und Zusammenarbeitskultur auseinandersetzen, sich vernetzen und austauschen. Derzeit wird ein Folgeprojekt erarbeitet, um die Zielerreichung weiter voranzutreiben. Aktuelle Informationen finden sich auf der Projektwebsite unter www.betterscience.ch.

*Joel Schaad, M.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung für Chancengleichheit an der Universität Bern und Projektleiter der Better Science Initiative.

Aktionstage Behindertenrechte: Zwei Jubiläen für die Schweiz

Mit den Aktionstagen Behindertenrechte wurden in der Schweiz zwei Jubiläen unter dem Motto "Zukunft Inklusion" gefeiert: 20 Jahre Behindertengleichstellungsgesetz (BehiG) und 10 Jahre UNO-Behindertenrechtskonvention (UNO-BRK). Die Aktionstage boten die Gelegenheit, Fortschritte in der Umsetzung der Behindertenrechte zu feiern, gute Beispiele sichtbar zu machen, aber auch Handlungspotenzial aufzuzeigen sowie die Sensibilisierung zum Thema Inklusion zu fördern.

I Ebru Ünlü*

Im Rahmen der Aktionstage haben national über tausend Aktionen stattgefunden, einschliesslich verschiedener Veranstaltungen an der Universität Bern. Im Zentrum dieser Veranstaltungen stand vor allem die Selbstvertretung, die besonders bedeutend ist, weil sie Menschen mit Behinderungen ermöglicht, eigene Geschichten und Lebensrealitäten selbstbestimmt zu erzählen, und sie dazu ermutigt, für ihre eigenen Rechte einzustehen. Sowohl die UNO-BRK wie auch das BehiG stehen dafür, den gleichberechtigten Zugang zu den Menschenrechten und Grundfreiheiten aller Menschen mit Behinderungen zu fördern, zu schützen und zu gewährleisten sowie die Achtung ihrer Würde zu stärken.

Neurodivergenz im Hochschulalltag

An der Universität Bern wurden die Aktionstage mit dem Gastvortrag "Autismus im Hochschulalltag" von Matthias Huber, MSc, eröffnet. Der Autismus-Experte beleuchtete diverse Aspekte eines Hochschulstudiums mit Autismus und hob Potenziale hervor, die autistische Menschen in die akademische Arbeit einbringen können, wenn die nötigen Bedingungen gegeben sind. Auf dieselbe Weise argumentierte die Studierendengruppe "Neurodivergentes Znacht" an der Podiumsdiskussion "Vielfalt im Denken: Neurodivergenz im Studienalltag" und forderte klare Kommunikation und Information seitens Dozierenden und der Universität über die Möglichkeiten von Nachteilsausgleichen.

Adaptives Verständnis von Inklusion

Für eine disziplinübergreifende und zugleich differenzierte Auseinandersetzung mit dem Thema Behindertenrechte wurde der Podcast "Inklusive Perspektiven" ins Leben gerufen. In den einzelnen Episoden setzen sich Expert:innen und selbstbetroffene Studierende verschiedener Fakultäten mit dem Thema auseinander. Trotz der methodischen Unterschiede in den Wissenschaftsdisziplinen, liegt allen Betrachtungen ein adaptives Verständnis zugrunde, das für eine gehaltvolle Inklusion zentral ist. Gehaltvoll bedeutet hier, dass Inklusion über die physische Anwesenheit in einer Gruppe hinaus auch strukturell bestehen müsse, damit sich Universitätsangehörige akzeptiert und zugehörig fühlen. Wie Dr. Christoffer Klenk, Dozent am Institut für Sportwissenschaft erläutert, soll sich gemäss adaptivem Verständnis nicht der Mensch der Umwelt anpassen, sondern die Umwelt dem Menschen. Dadurch sollen alle ihre Potenziale gleichermassen entfalten können.

Auch Dr. Urs Germann betont, dass der Anspruch auf Nachteilsausgleich während des Studiums und bei Prüfungen eine Selbstverständlichkeit sein sollte. Inklusion sei nach UNO-BRK ein systemischer Reformprozess, der Veränderungen und Anpassungen der Lernmethoden, Strukturen und Strategien beinhaltet, um allen Studierenden einen gleichberechtigten und partizipativen Zugang zur Bildung zu bieten, argumentiert Noel Stucki, MLaw. Darunter fallen individuelle Anpassungen wie beispielsweise die Verlegung des Lern- oder Prüfungsortes, die Bereitstellung anderer Kommunikationsformen im Unterricht oder die Vergrösserung von Druckmaterialien oder Unterlagen in Gebärdensprache. Die individuelle Situation müsse zusammen mit der betroffenen Person analysiert werden, denn das Erfahrungswissen der Person ist essenziell, um tatsächliche Probleme angehen zu können. So können bereits kleine Anpassungen eine chancengerechtere Teilhabe ermöglichen.

Die Aktionstage haben aufgezeigt, wie wichtig ein kontinuierlicher Reformprozess und ein adaptives Verständnis sind, um Inklusion an der Hochschule strukturell zu verankern und wirksam voranzutreiben.



Zum Podcast "Inklusive Perspektiven":

*Ebru Ünlü, B.A., studiert im Master Philosophie und Gender Studies an der Universität Bern und ist Hilfsassistentin bei der Abteilung für Chancengleichheit.

Gender-Facts an der Uni Bern

Die Rubrik Gender-Facts beleuchtet uniinterne Erneuerungen, Errungenschaften, Altbewährtes und Schnellschüsse auf die Gender-Kompatibilität.



Susan Emmenegger erhielt Ehrendoktorat der Wirtschaftsuniversität Wien (+)

Prof. Dr. Susan Emmenegger, ehemaliges Mitglied des wissenschaftlichen Beirates des IZFG, erhielt im Januar 2024 das Ehrendoktorat der Wirtschaftsuniversität Wien (WU). Die Verleihung von Ehrendoktorwürden ist eine der höchsten Auszeichnungen, die Universitäten vergeben und bedarf genauer Begründungen – in den letzten 20 Jahren wurde der Titel an der WU lediglich viermal vergeben. Die WU begründet die Auszeichnung unter anderem damit, dass Emmenegger als international anerkannte Wissenschaftlerin im Bereich des Zivil-, Banken- und Gesellschaftsrechts eine wichtige feministische Stimme in der Rechtstheorie ist und mit ihren Arbeiten wissenschaftliche Meilensteine auf globaler Ebene geleistet hat.

(Quelle: <https://www.wu.ac.at/universitaet/news-und-events/news/details-news/detail/susan-emmenegger-erhielt-ehrendoktorat-der-wu>, 5. September 2024)

SUB-Manifest feministischer Streik (+)

Im Rahmen des feministischen Streiks am 14. Juni 2024 hat die Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) ein Manifest geschrieben und aufgezeigt, wo aus ihrer Sicht an der Uni Bern Handlungsbedarf im Bereich Gleichstellung und Chancengleichheit besteht. Es kann auf der Website <https://sub.unibe.ch> (Hochschulpolitik > Feministischer Streik) heruntergeladen werden.

(Quelle: Newsletter Chancengleichheit Universität Bern, August 2024)

Dekanatsleitungen: 6 Männer, 1 Frau (–)

In einigen Dekanaten der Universität Bern haben per 1. August 2024 Wechsel stattgefunden. Sechs der sieben Fakultäten werden neu von Männern geleitet, eine einzige Fakultät hat eine Dekanin (Rechtswissenschaftliche Fakultät, Prof. Dr. Susan Emmenegger).

(Quelle: UniBE Newsletter, August 2024)

Keine all-gender Toiletten am Zentrum für Geschlechterforschung (–)

An der Uni Mittelstrasse gibt es eine einzige Toilette für alle (im 1. UG). Auf dem 1. Stock, wo sich auch das Zentrum für Geschlechterforschung (IZFG) befindet, sind keine gender-neutralen Toiletten zu finden, dafür je zwei nur für Männer und nur für Frauen. Genügend Platz eigentlich, um wenigstens einen Raum für alle Geschlechter zu öffnen.

(Quelle: Rückmeldung per Mail einer non-binären Person, die im Rahmen eines Projektes am IZFG zu Besuch war, Mai 2024)

Frag Dr. Gender!

Was ist der Ursprung des Patriarchats? Warum verdienen Frauen für dieselbe Arbeit weniger als Männer? War die Farbe pink immer schon eine Mädchenfarbe? Regelmässig erreichen solche und ähnliche Fragen das IZFG. In der Rubrik "Frag Dr. Gender!" beantworten Mitarbeiter*innen aus dem IZFG-Team einige davon.

Warum sollten Menstruierende kein Didgeridoo spielen?

Bis heute wird der Mythos kolportiert, dass Frauen kein Didgeridoo spielen sollen, schon gar nicht, wenn sie ihre Menstruation haben. Einerseits würde es zu Unfruchtbarkeit führen beziehungsweise würde ein dauerhaftes Spielen der Gebärmutter schaden. Es sei ein echtes Männerinstrument und würde seinen natürlichen Klang verlieren, wenn menstruierende Menschen es spielen. Aha.

Das ist natürlich sexistischer Bullshit in doppelter Ausführung. Woher dieser Mythos kommt, ist unklar. In patriarchalen Weltreligionen wird der Unreinheitsgedanke gerne mal als Legitimation genutzt, um Frauen von spirituell wichtigen Bereichen auszuschliessen. Anthropolog*innen und Musikethnolog*innen bestätigen, dass Frauen in Nord-Australien traditionell zwar nicht an öffentlichen Anlässen und Zeremonien spielen, in den Traumzeitgesetzen der Aborigines lässt sich jedoch kein generelles Spielverbot für Frauen finden.

Doch der Topos, dass das Spielen bestimmter Musikinstrumente sich negativ auf die Gesundheit von Frauen auswirke (interessanterweise besonders oft auf die Gebärmutter) findet sich schon bei den Griechen. Diese befanden, dass das Spiel von bestimmten Blasinstrumenten die Physiognomie der Frau verunstalte. Gemeint sind damit vor allem die aufgeblasenen Backen und die weit geöffneten Augen. Was für ein hässlicher, weil unweiblicher Anblick. Auch Streichinstrumente wie das Cello unterlagen lange strengen Regeln, weil bei deren Spiel die Beine unsittlich gespreizt würden. Die Vorstellung 'dauerhafte Gebärmuttereschäden' stammt jedoch aus dem bürgerlichen 19. Jahrhundert und der Zuschreibung der Geschlechtercharaktere. Mit diesem Argument wurden Frauen auch vom Velofahren oder Wettkampfsport ausgeschlossen.

Selbstverständlich können Menschen, die menstruieren, Didgeridoo spielen, genauso wie sie andere Musikinstrumente spielen können, ohne dass weder ihre Körper noch die Musikinstrumente Schaden nehmen!

How should I approach discussions about my decision not to become a mother when others question me?

Ah, the age-old question, as persistent as the debate about whether pineapple belongs on pizza: "So, when are you having children?" As if we didn't have enough gender expectations hanging over our heads. Well, fear not, for we have devised a recipe for navigating these tricky waters with grace. Let's start with the art of humour. Picture this: You're at a gathering, and someone decides to take a nose-dive into your personal life with the subtlety of an elephant in a porcelain shop. With a wink and a smile that would make the Mona Lisa proud, you reply: "Oh, I've decided to invest my maternal instincts in raising a plant. His name is Bob. He's a fern. Very low maintenance." Now to the serious side of things. It is important to set firm but respectful boundaries. A simple "I appreciate your interest, but my reproductive choices are personal and not up for discussion" can work wonders. Remember, you don't owe anyone an explanation for the decisions you make about your own body and life path. And now, let's throw a little respect into the mix. It's crucial to acknowledge that not everyone who asks about your parenting plans – or lack of them – is necessarily doing so in bad faith. Some may just be genuinely curious or may be projecting their own beliefs onto you. Responding with empathy and understanding can often defuse any potential tension. So, the next time someone challenges your stance on motherhood, arm yourself with a pinch of humour, a dash of seriousness, and a generous portion of respect. And if all else fails, just tell them you are busy perfecting your origami skills or teaching your turtle to tap dance. After all, it's your life, your choices, and your journey.

Fragen?

Brennt auch Ihnen eine Frage rund um die Kategorie Geschlecht unter den Nägeln? Zögern Sie nicht und schicken Sie uns Ihre Frage mit dem Betreff "Dr. Gender" an: izfg-info@izfg.unibe.ch. In jeder Zeitschriftenausgabe drucken wir eine Auswahl der Fragen und die entsprechenden Antworten ab.

RÄTSEL

Was für eine Website steckt hinter dem QR-Code?

In jeder Ausgabe der Zeitschrift *genderstudies* präsentieren wir Ihnen ein Rätsel, mal mehr, mal weniger passend zum Schwerpunktthema.

Beantworten Sie die Fragen, färben Sie die richtigen Zahlen im QR-Code schwarz ein, und gelangen Sie über den finalen Code direkt auf die brandneue Website eines IZFG-Projekts!

Wie heisst die Forschungsmethode, mit der die Bilder in dieser Zeitschrift entstanden sind?

- 4) Photographic Memory
- 5) Foto-Voice

Wie heisst der Verein für gender- und alltagsgerechtes Planen?

- 1) VGAP
- 2) Lares
- 3) VeGePla

Was bespricht Dr. Gender in dieser Ausgabe?

- 6) Fragen zu Kinderwunsch
- 7) Didgeridoo spielende Frauen
- 8) Langhaar- und Kurzhaarfrisuren
- 9) Geschlecht von Seepferdchen



Handbuch Queere Zeitgeschichten I

Räume

Andrea Rottmann / Martin Lücke / Benno Gammerl (Hg.)

2023, transcript

Dieses Handbuch macht queere Zeitgeschichte im deutschsprachigen Raum zum ersten Mal einem breiten Publikum zugänglich. Die Beiträge und Quellen geben Einblicke in die Geschichte gleichgeschlechtlich liebender und geschlechtlich nicht-normativ auftretender Menschen: von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans* und nicht-binären Personen sowie intergeschlechtlichen Menschen (LSBTI) in der Bundesrepublik Deutschland, der DDR, Österreich und der Schweiz. Ein Fokus liegt auf der Frage, welche Rolle die "Anderen" für die Produktion gesellschaftlicher Normen spielen. Im ersten von drei Bänden beleuchten die Beitragenden queere Räume und Raumpraktiken – von A wie Archiv bis Z wie Zuhause.

Theater und Tanz

Handbuch für Wissenschaft und Studium

Beate Hochholdinger-Reiterer / Christina Thurner / Julia Wehren (Hg.)

2023, Nomos

Die Vorstellungen von Theater und Tanz waren und sind ebenso breit wie anschlussfähig. Dies gilt auch für die wissenschaftliche Beschäftigung damit. Im Handbuch geben Expert:innen Einblicke in Geschichte(n), Definitionen und Grundbegriffe, Methoden und Theorien sowie unterschiedliche Arbeitsfelder. Ihre Beiträge reflektieren je den neuesten Stand der Forschung, formulieren historische und aktuelle Positionen und Diskurse, benennen Desiderate und zeigen im Zusammendenken von Theater und Tanz neue und mitunter überraschende Perspektiven auf. Das Buch richtet sich an Wissenschaftler:innen, Studierende, Praktiker:innen und an alle Interessierte, die aktuell und fundiert informiert werden möchten.

LÖSUNG RÄTSEL

Auszumalen sind: 2, 5, 6, 7

Weiss lassen: 1, 3, 4, 8, 9

Wer nicht malen will: Seite 19

Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung IZFG
Universität Bern
Mittelstrasse 43
CH-3012 Bern
T 0041 31 684 53 58
www.izfg.unibe.ch

The logo of the University of Bern, featuring a stylized lowercase 'u' with a superscript 'b'.

U
**UNIVERSITÄT
BERN**